

1 | März 2012

εὐαγγελι

Magazin für missionarische Pastoral



Lebensräume im Wandel

mit Beiträgen von:

Hubert Heeg (Familienformen)

Hartmut Hirsch-Kreinsen
(Arbeitswelt)

Hans-Liudger Diemel (Mobilität)

Christina Schumacher (Wohnen)

Jürgen Pelzer
(Internet/Social Media)

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

ISSN 2191-3781

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

mein Großvater arbeitete sein Leben lang als Angestellter in ein und derselben Bank in Mannheim. Er fuhr morgens mit dem Fahrrad zum nahen Arbeitsplatz und hatte mit meiner Großmutter zwei Kinder. Er sammelte Briefmarken, war Hobbymaler und Wanderfreund. Bis er Mitte der 80er Jahre starb, lebte er mit seiner Frau als Ehepaar zusammen. Ein typischer Lebensentwurf, wie ihn in früheren Jahren die meisten Menschen aufwiesen.

Das Leben der Menschen hat sich jedoch in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten immer schneller und immer grundlegender gewandelt. In vielen Bereichen leben Menschen heute anders als damals, aber auch anders als ihre Zeitgenossen heute. Die Soziologen bezeichnen als Modernisierung, was diese Differenzierung und Diversifizierung aller Lebensbereiche mit sich bringt und vorantreibt.

Eine Kirche, die die Sendung hat, die Frage nach Gott in der jeweiligen Zeit wachzuhalten, muss sich fragen, wie die Botschaft des Evangeliums an die veränderten Lebenswirklichkeiten der Menschen heute anknüpfen kann. Die Zeichen der Zeit (vgl. Gaudium et spes 4) sind heute andere als damals, und sie stellen sich sehr vielseitig dar. Die Freiheiten und

Möglichkeiten der Lebensgestaltung sind gewachsen, gleichzeitig kommen neue Bedingungen und Zwänge in den Blick. Die Wahlfreiheit zur Gestaltung des eigenen Lebens ist eine Chance, sie ist jedoch auch ein Muss.





Die Arbeitsstelle KAMP hat die Aufgabe, Veränderungen in den Lebenswelten der Menschen zu beobachten, zu analysieren und für die Pastoral der Kirche fruchtbar zu machen. Mit der vorliegenden Ausgabe von εὐαγγελ nehmen wir Lebensräume in den Blick, die sich im Übergang befinden, Lebensräume, die sich zunehmend im Plural darstellen. So stellt Hubert Heeg (AKF Bonn) neue Formen familialen Zusammenlebens vor, Hartmut Hirsch-

Kreinsen (TU Dortmund) informiert seinerseits über grundlegende Veränderungen in der Arbeitswelt. Hans-Liudger Diemel (FU Berlin) diskutiert Aspekte der Verkehrswissenschaft zur Analyse neuer Mobilitätsformen, und Christina Schumacher (FH Nordwestschweiz) beschäftigt sich mit neuen Wohnkulturen. Jürgen Pelzer (Uni Frankfurt) führt in neue Lebensräume ein, die sich im Internet entwickelt haben und weiter entwickeln. Darüber hinaus bieten wir Ihnen wieder zahlreiche Informationen an, um Ihre pastorale und gesellschaftliche Reflexion zu unterstützen.

Wir hoffen und wünschen, dass die Anregungen in dieser Ausgabe von εὐαγγελ Sie, liebe Leserinnen und Leser, für die Veränderungen der Lebensräume in unserer Gesellschaft sensibel machen. Nehmen Sie die Wahrnehmungen in Ihrem eigenen Umfeld ernst!

Dies und eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr

Editorial	2	Was mich als Christin bewegt Irmgard Neuß	28
Schwerpunkt: Lebensräume im Wandel			
<i>Hubert Heeg</i> Lebensraum Familie	5	Das missionarische Projekt <i>Julia Krebel</i> Heilige Frauen im Stadtbild	29
	<i>Hartmut Hirsch-Kreinsen</i> Wissensarbeit und Prekarisierung Anmerkungen zum Wandel der Arbeitswelt	Die aktuelle Studie <i>Tobias Kläden</i> Repräsentativerhebung des Sinus-Instituts zu „Einstellungen zu Religion und Kirche 2011“	31
	Was und wie wir arbeiten, prägt unser Leben ganz entscheidend. Doch auch sinkende Arbeitslosenraten sollten uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass es neben Traumjobs auch viele prekäre Arbeitsverhältnisse gibt.	Rezensionen ▶ Norbert Scholl, Religiös ohne Gott. Warum wir heute anders glauben	32
	9	▶ Franz Höllinger / Thomas Tripold, Ganzheitliches Leben. Das holistische Milieu zwischen neuer Spiritualität und postmoderner Wellness-Kultur	34
	<i>Hans-Liudger Dienel</i> Historische Mobilitätsforschung auf neuen Wegen	Termine & Berichte ▶ <i>Markus-Liborius Hermann</i> Fachtagung der Pastoralkommission der DBK zur ErwachsenenKatechese	36
	Raum und Zeit – diese Grundkonstanten unserer Welt werden uns beim Reisen besonders deutlich. Die Möglichkeiten der Mobilität prägen unser Leben. Einige Erkenntnisse aus der histori- schen Mobilitätsforschung, die uns zu unserer heutigen Situation viel zu sagen hat.	▶ <i>Martin Hochholzer</i> Jenseits der Kirche Tagung zur zukünftigen Stellung von Religion in unserer Gesellschaft	40
	14	Vorschau & Impressum	42
<i>Christina Schumacher</i> Wie wohnen heute? Trends urbanen Wohnens	20		
<i>Jürgen Pelzer</i> Distanz überwinden – Nähe herstellen Social Media und missionarische Pastoral	25		

Lebensräume im Wandel

Die Vision des Konzils: eine Kirche, die sich den Menschen zuwendet. Doch wie leben diese Menschen heute? Fünf Einblicke.

Lebensraum Familie

Hubert Heeg

Vater, Mutter, beide verheiratet und mit einigen gemeinsamen Kindern – dieser „Idealtyp“ von Familie ist heute nur noch eine Form unter vielen. Einen Überblick über heutige Verhältnisse und aktuelle Entwicklungen gibt Hubert Heeg in diesem Artikel. Und vergisst darüber hinaus nicht, dass jede Familie in Konstellation, sozialer Situation und Lebensweise einzigartig ist.

Mechthild (42) und Wolfgang (44) sind seit sieben Jahren miteinander verheiratet, ihr Kind Jannis ist inzwischen fünf. Mit im Haushalt lebt Sabrina, Mechthilds 16-jährige Tochter aus erster Ehe. Mechthild ist seit zwei Jahren wieder Teilzeit in ihrem Beruf tätig; Jannis ist in der KiTa und einmal die Woche bei Oma und Opa. Seit sechs Jahren leben Wolfgang und Mechthild eine Wochenendbeziehung: Wolfgang's Firma hat ihren Standort in Kassel aufgegeben, und Wolfgang arbeitet seitdem in der Zentrale in Frankfurt.

Laura (27) und Andreas (29) sind seit drei Jahren zusammen. Als Laura schwanger wurde, sind sie zusammengezogen. Nach den Sommerferien, ihre Tochter Anna-Sofie ist dann 14 Monate alt, will Laura ihr Referendariat weitermachen, das geht nur „Vollzeit“. Andreas hat sich nach seiner Promotion in Psychologie selbstständig gemacht und arbeitet jetzt in der Mitarbeiterfortbildung verschiedener Firmen. Heiraten wollen die beiden auch – irgendwann, wenn sie Zeit und vor allem die Energie finden, um ihre Hochzeit zu planen. An den wenigen freien Stunden am Wochenende sind sie zu „platt“ dazu.

Erika (61) und Klaus-Dieter (62) sind seit 38 Jahren verheiratet. Sie ist Hausfrau und in vielen Vereinen engagiert, er seit vier Jahren „frühpensioniert“. Ihr jüngstes Kind Christine ist inzwischen 25, lebt aber weiterhin bei den Eltern. Sie hat eine leichte Lernbehinderung und findet in der Kleinstadt keinen Job, mit dem sie auf eigenen Füßen stehen könnte. Jetzt arbeitet sie in der offenen Seniorenhilfe, und weil sie keinen Führerschein hat, fährt ihre Mutter sie vormittags von Termin zu Termin.

Dorit (44) ist seit acht Jahren alleinerziehend. Ihr Sohn Daniel (20) hat jetzt Abitur gemacht, die beiden jüngeren Töchter Lea (18) und Ina (13) gehen aufs Gymnasium. Die Beziehung zu ihrem früheren Mann ist zwar zerstört, dennoch gelingt es ihnen einigermaßen gut, in Bezug auf die Kinder miteinander zu kooperieren. Diese leben bei der Mutter, haben aber auch beim Vater, der am anderen Ende des Ortes wohnt, ein Zimmer, und sind mal hier, mal dort.

Hildegard (60) hat vor fünf Jahren ihren Beruf als Erzieherin aufgegeben, um ihre Schwiegermutter zu pflegen. Daneben betreut sie zweimal die Woche ihr Enkelkind. Im vergangenen Jahr

ist ihr Mann gestorben. Für die Statistik zählt sie als „Einpersonen-Haushalt“, auch wenn ihr Sohn in der Wohnung über ihr wohnt.

Und schließlich sind da auch noch Wolfgang und Annette, beide Mitte 50, deren Kinder seit einem Jahr aus dem Haus sind und die seitdem ihre Zweisamkeit genießen, und Maïke (33) und Fabian (34), die der Einschulung ihrer Tochter Clara entgegenfieberten, und ...



Hubert Heeg ist Geschäftsführer der AKF – Arbeitsgemeinschaft für katholische Familienbildung e.V. und des Vereins Elternbriefe du + wir e.V. Er ist Vater von drei Kindern.

Die Beispiele sind keine Extreme, sondern beschreiben „ganz normale“ Lebensumstände von Menschen aus dem Stadtteil, in dem ich wohne. Dabei habe ich den sozialen Brennpunkt ebenso ausgelassen wie das Villenviertel. Was hier ein wenig ein Gesicht

erhält, liest sich statistisch nüchtern so (Quelle, sofern nicht anders angegeben: Familienreport 2011 des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend):

- Insgesamt lebten 2010 in Deutschland 8,1 Millionen Familien mit 13,1 Millionen Kindern unter 18 Jahren. Von den Familien lebten 6,7 Millionen Familien (82,7 %) mit 10,8 Millionen Kindern (82,4 %) im früheren Bundesgebiet, 1,4 Millionen Familien (17,3 %) mit 2,1 Millionen Kindern (17,6%) in den neuen Ländern.
- 1,9 Millionen Familien mit minderjährigen Kindern (23,5 %) hatten einen Migrationshintergrund, darin lebten 4 Millionen Kinder (31 %).
- Ehepaare mit Kindern machten mit 72 % die meistgelebte Familienform aus (5,8 Millionen), wobei sich ihr Anteil gegenüber 1998 um mehr als ein Fünftel reduziert hatte. Mit 1,6 Millionen Alleinerziehenden betrug deren Anteil 19 % (1998: 14 %). Der Anteil der nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit minderjährigen Kindern betrug 2010 8,6 % (700.000 gegenüber 500.000 1998) und ist damit stark angestiegen.
- Die große Mehrheit der minderjährigen Kinder lebte mit beiden leiblichen Eltern zusammen, ob mit oder ohne Trauschein; in Westdeutschland waren dies 85 %, in Ostdeutschland 79 %. Allerdings lebten im Vergleich zu 1998 immer mehr Kinder in Familien ohne Trauschein oder bei Alleinerziehenden.
- Bei Familien mit Migrationshintergrund betrug der Anteil der Ehepaare 79 %, der von Alleinerziehenden 17 %, nichteheliche Lebensgemeinschaften spielten hingegen keine Rolle.
- Nicht statistisch erfasst ist der Anteil der sogenannten Stieffamilien. Im Rahmen einer Fachtagung des Bundesfamilienministeriums schätzten Wissenschaftlerinnen bezogen auf das Jahr 2005 ihren Anteil insgesamt auf 13,6 % (West: 13 %, Ost: 18 %), davon waren 69 % Stiefvaterfamilien, 27 % Stiefmutterfamilien und 4 % zusammengesetzte Stieffamilien (beide Partner bringen Kinder aus einer früheren Beziehung in die Stieffamilie mit).
- Bei 17 % aller Stieffamilien hatte ein Partner auch ein leibliches Kind außerhalb der Stieffamilie. Darüber hinaus gibt es zudem Stieffamilien mit (mindestens) einem gemeinsamen Kind der neuen Partner; allerdings liegen keine Zahlen vor, in wie vielen Stieffamilien dies der Fall ist. (Qualitative Studien zeigen lediglich, dass die Zufriedenheit in Stieffamilien mit gemeinsamem Kind im Querschnitt zwar niedriger ist als in Stieffamilien ohne gemeinsames Kind, auf die Dauer gesehen die Trennungswahrscheinlichkeit von Stieffamilien ohne gemeinsames Kind jedoch deutlich höher ist.)
- Von den minderjährigen Kindern in Deutschland waren 2010 etwa ein Viertel Einzelkinder, knapp die Hälfte hatte eine Schwester oder einen Bruder; etwa jedes fünfte Kind hatte zwei Geschwister, und nur 8 % hatten drei oder mehr Geschwister.
- Die Geburtenrate betrug 2010 1,39 Kinder je Frau im Alter zwischen 15 und 49 Jahren. Sie ist damit in West- wie in Ostdeutschland gegenüber 2009 leicht gestiegen, im Westen von 1,35 auf 1,39, im Osten von 1,40 auf 1,46. Insgesamt stieg die Zahl der Lebendgeborenen von 2009 auf 2010 um 1,9 %, während die Zahl der potenziellen Mütter gleichzeitig um 1,3 % sank. Die Einflüsse auf die Geburtenrate sind jedoch so vielfältig und z. T. auch langfristig, dass daraus noch kein Trend abgeleitet werden kann.
- Die Anzahl der geborenen zweiten oder dritten Kinder stieg stärker als die Zahl der erstgeborenen Kinder; der Anteil der Frauen, die kein Kind geboren haben, nimmt somit weiterhin zu.
- Der Anteil der nichtehelichen Geburten hat sich seit 1991 nahezu verdoppelt, 33,3 % aller Lebendgeborenen wurden 2010 von nicht verheirateten Müttern zur Welt gebracht. Hierbei ist der Unterschied zwischen Ost und West besonders groß: Während die neuen Bundesländer für sich genommen mit 61 % nichtehelich Lebendgeborener im EU-Vergleich die Spitzenposition einnehmen, hat mit 27 % das frühere Bundesgebiet die viertniedrigste Quote. Der Anteil nichtehelich Lebendgeborener wird mit dem zweiten und dritten Kind geringer, jedoch kamen 2009 in den neuen Ländern noch 49 % der zweiten Kinder außerhalb einer Ehe zur Welt.
- Zwar ist von den Männern die Mehrheit im Alter von 24 Jahren, bei Frauen im Alter

von 22 Jahren bei ihren Eltern ausgezogen. Dennoch leben im Alter von 25 Jahren immerhin noch 38 % der Männer und 21 % der Frauen bei ihren Eltern, meist aus finanziellen Gründen.

- Aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung erlebten noch nie so viele Kinder ihre Großeltern und Urgroßeltern. Auch wenn diese nicht am Ort wohnen, bestehen viele Kontakte und Transferleistungen, weshalb die Bezeichnung „multilokale Großfamilien“ geprägt wurde.
- Laut Statistischem Bundesamt waren im Dezember 2009 2,3 Millionen Menschen pflegebedürftig. Gut 46 % von ihnen, 1,07 Millionen, wurden zu Hause versorgt, in der Regel allein durch Angehörige, d. h. meist Töchter oder Schwiegertöchter. Bei weiteren 555.000 Pflegebedürftigen erfolgte die Pflege zwar auch zu Hause, jedoch zusammen mit oder vollständig durch ambulante Pflegedienste.
- 1,9 Millionen Kinder unter 15 Jahren leben in Familien, die Leistungen der Grundsicherung für Arbeitssuchende, das sogenannte Arbeitslosengeld II und das Sozialgeld, erhalten (vgl. neue caritas spezial, Oktober 2008).

Über diese Zahlen hinaus wird im Familienreport und in anderen Studien auch auf einige Wünsche hingewiesen, die in Bezug auf Partnerschaft und Familie bestehen:

- Die ideale Kinderzahl wird von Männern und Frauen im Durchschnitt mit 2,2 Kindern angegeben und ist damit in den vergangenen Jahren deutlich gestiegen (2001:

Männer: 1,7, Frauen: 2,0). Die Zahl der tatsächlich gewünschten Kinder wurde 2008 bei Frauen im Durchschnitt mit 2,03, bei Männern mit 1,93 Kindern angegeben. 53 % der Kinderlosen sagen laut Allensbach Monitor Familienleben 2011 zudem, dass sie bestimmt einmal Kinder haben möchten, 2008 waren es lediglich 43 %.

- Um den Kinderwunsch zu realisieren, ist für über 80 %

fühlen müssten, und für 60 % ist eine auf Dauer angelegte Partnerschaft eine unbedingte Voraussetzung. Die finanzielle Situation ist noch eine wichtige, aber nicht mehr die wichtigste Voraussetzung; nur gut die Hälfte der Befragten gab an, dass unbedingt die finanzielle Situation gut sein müsse. Der Familienreport stellt hierzu fest, dass sich die Hürden für Elternschaft gegenüber früheren Be-



Ungewöhnliche Konstellation: Fünf Generationen feiern den 100. Geburtstag der Ururoma. Und repräsentieren sicherlich auch unterschiedliche Familienformen, die nicht nur durch den Wandel der Zeiten bedingt sind.

der gemeinsame Kinderwunsch beider Partner unbedingte Voraussetzung. Drei Viertel der Befragten (Kinderlose unter 45) gaben an, dass sich beide reif für Kinder

fragungen deutlich gesenkt hätten.

- Alleinerziehende empfinden ihre Familienform als Phase oder Prozess, dessen Ausgang offen ist. Fast zwei Drit-

tel der Alleinerziehenden waren zuvor verheiratet. Nur wenige alleinerziehende Frauen sehen in ihrer aktuellen Lebensform ihren Lebensentwurf verwirklicht, 83 % wünschen sich eine Partnerschaft. Eine Erhebung zu „Lebenswelten und -wirklichkeiten von Alleinerziehenden“ kommt zum Ergebnis, dass 2008 ein Drittel der Alleinerziehenden eine feste Partnerschaft hatte, wenngleich man nicht im gemeinsamen Haushalt lebte. Und eine glückliche Partnerschaft gehörte für mehr als drei Viertel zu den persönlich wichtigen Dingen im Leben.

Allein schon diese Zahlen machen deutlich, dass es „die Familie“ nicht gibt. Es besteht eine strukturelle Vielfalt – Ehepaare mit Kindern, nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern, verschiedenste Formen von Stieffamilien, alleinerziehende Mütter und Väter. Weiterhin gibt es Familien mit einem, zwei oder drei und mehr Kindern, mit kleinen Kindern wie mit erwachsenen Kindern, die noch oder wieder im Haushalt leben, mit pflegenden Angehörigen, mit Groß- und Urgroßeltern (und mit Stiefgroßeltern); und natürlich mit hohem oder niedrigem Einkommen, mit erwerbstätigen und (vorübergehend) nicht erwerbstätigen Müttern, mit Vätern, die ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen, um sich in den ersten drei Jahren ihrem Kind zu widmen, während die Mutter das Familieneinkommen sicherstellt. Ist diese Vielfalt von außen relativ leicht wahrnehmbar, erhöht sich die Komplexität dessen, was mit Familie gemeint sein kann und gemeint wird, welche Bedeutung sie für

die Einzelnen hat, beträchtlich, wenn man die Erwartungen hinzunimmt, die Menschen in und an Familie haben.

Dazu exemplarisch zwei Hinweise: Die Studie „Männer in Bewegung“ stellt zwar im Vergleich zwischen 1998 und 2008 deutliche Einstellungsunterschiede fest. So empfinden es Männer beispielsweise nicht mehr als Zumutung, für die Kinderbetreuung die Erwerbstätigkeit zu unterbrechen, oder sie erkennen an, dass berufstätige Frauen durchaus gute Mütter sein können. Dennoch ist die Gruppe der „(teil-)traditionellen“ Männer mit 27 % fast doppelt so hoch wie die der „(teil-)traditionellen“ Frauen (14 %), und 32 % „modernen“ Frauen stehen 19 % „moderne“ Männer gegenüber. Das hat nicht nur Konsequenzen für die Partnerwahl – vielen Frauen, die eine hohe Beteiligung des Mannes an der Familienarbeit erwarten, steht nur eine kleine Gruppe von Männern gegenüber, die das zu erbringen bereit sind; es erfordert auch ein hohes Maß an „Aushandlungskompetenz“ und Frustrationstoleranz in Familien, in denen unterschiedliche Rollenvorstellungen wirksam sind.

Carsten Wippermann (Milieus in Bewegung. Werte, Sinn, Religion und Ästhetik in Deutschland. Das Gesellschaftsmodell der DELTA-Milieus als Grundlage für die soziale, politische, kirchliche und kommerzielle Arbeit. Würzburg 2011) zeigt auf, dass in den verschiedenen gesellschaftlichen Milieus in Deutschland zwar sechs Werte die zentralen Grundbausteine sind (Leistung, Solidarität, Eigenverantwortung, Gerechtigkeit, Freiheit und soziale Sicherheit) und mit starken Emotionen verbunden sind, dass jedoch die Wertbegriffe in den

verschiedenen Milieus ganz unterschiedliche Bedeutungen haben und dass die Zuordnungen der Werte zueinander jeweils spezifisch sind. Damit haben diese Werte für den Alltag der Menschen auch ganz unterschiedliche Konsequenzen. In einem Milieu, in dem innere und äußere Flexibilität und Mobilität die „Ankerwerte“ sind, bedeutet Familie etwas ganz anderes als in einem Milieu, das sich um Werte wie Sicherheit und Ordnung, Pflicht, Treue und Solidarität gruppiert – auch wenn im konkreten Fall dann jeweils die Eltern miteinander verheiratet sind und beide zwei Kinder haben mögen.

Die Familienpastoral stellt dies vor verschiedene Herausforderungen – und das macht zugleich einen Reiz der familienpastoralen Arbeit aus: die Freuden und Sorgen, Hoffnungen und Ängste der Menschen wahrzunehmen und mit ihnen zu entdecken, wo in ihren jeweiligen konkreten Lebenssituationen die lebensfördernden Anteile sind, die die einzelnen Familienmitglieder wachsen lassen und dazu beitragen, dass Familie „gelingt“. Und im Blick auf das kirchliche Leitbild von Ehe und Familie auch die Position des „Mahners“ einzunehmen und das Wertvolle immer wieder ins Gespräch zu bringen, das in diesem Leitbild aufgehoben ist. ■

Wissensarbeit und Prekarisierung

Anmerkungen zum Wandel der Arbeitswelt

Hartmut Hirsch-Kreinsen

Gegenwärtige Arbeitsprozesse sind komplexen und heterogenen Veränderungen unterworfen: Zum einen ist im Bereich hochqualifizierter Beschäftigten ein Trend zur Dezentralisierung, Flexibilisierung und Selbstorganisation zu beobachten; bei geringqualifizierten Beschäftigten hingegen kommt es zu zunehmend prekären und restriktiven Arbeits- und Lebensbedingungen, beobachtet der Arbeitssoziologe Hartmut Hirsch-Kreinsen.

Entgrenzung von Arbeit

Schlagworte wie „Wissensarbeit“ und „Prekarisierung“ signalisieren widersprüchliche Trends in der gegenwärtigen Arbeitslandschaft: Einerseits wird nachdrücklich auf zunehmende Anforderungen an die Qualifikationen der Beschäftigten, eine schnell wachsende Bedeutung von informationstechnologisch gestützter Wissensarbeit und vor allem auch auf Engpässe bei diesen Beschäftigten verwiesen. Andererseits ist die Rede von einem schnell wachsenden Anteil sogenannter atypischer Beschäftigungsverhältnisse mit prekären Arbeitsbedingungen, die die bisherigen Regelungen sozialer Absicherung, akzeptabler Einkommen und stabiler Beschäftigungsverhältnisse aushebeln und zu meist niedrig qualifizierte Tätigkeiten umfassen. Mit Hinweisen auf hohen Kostendruck, steigende Flexibilitätsanforderungen an Unternehmen, eine wachsende Bedeutung von Informations- und Wissensarbeit sowie turbulente Anforderungen der Globalisierung wird der Wandel

oftmals beschrieben. Doch bleiben solche Begriffe sehr allgemein und irritieren daher mehr, als sie klären.

Will man dem gegenwärtigen Wandel der Arbeitswelt genauer nachgehen, so liegt der Rückgriff auf die neuere arbeitssoziologische Forschung nahe¹. Sie ist in den letzten Jahren von einer Fülle empirischer Studien geprägt, die auf den ersten Blick oft disparate Ergebnisse präsentieren. Indes sind bei einem zweiten Blick gewandelte Prinzipien der Beschäftigung und neue Entwicklungsmuster von Arbeit deutlich erkennbar. Sie lassen sich als eine Tendenz zu einer fortschreitenden *Entgrenzung von Arbeit* fassen². Gemeint ist damit der Umbruch des auf den Prinzipien

industrieller Massenproduktion beruhenden Wirtschaftssystems der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der mit ihm verbundene Wandel von Unterneh-



Prof. Dr. Hartmut Hirsch-Kreinsen lehrt Wirtschafts- und Industriesoziologie an der Technischen Universität Dortmund.

¹ Zusammenfassend vgl. zuletzt Heiner Minssen, *Arbeit in der modernen Gesellschaft. Eine Einführung*. Wiesbaden 2012.

² Vgl. Nick Kratzer, *Arbeitskraft in Entgrenzung. Grenzenlose Anforderungen, erweiterte Spielräume, begrenzte Ressourcen*. Berlin 2003; Dieter Sauer, *Arbeit im Übergang. Zeitdiagnosen*. Hamburg 2005.

mensstrukturen und Arbeitsformen. Ein Wandel, der in der Formel des Übergangs vom „Fordismus“ zum „Post-Fordismus“ zum Ausdruck gebracht wird. Als

„Fordismus“ wird das Zeitalter der Massenproduktion deshalb bezeichnet, weil Henry Ford mit der Einführung des Fließbandes in der Automobilmontage seines Unternehmens im Jahr 1913 ein unübersehbares Symbol dieser Produktionsweise schuf. Das typische Merkmal dieser Produktionsweise sind arbeitsteilige und kurzzyklische Formen der Arbeit, die man auch als „taylorisiert“ bezeichnet. Damit wird Bezug auf die grundlegenden Überlegungen des amerikanischen Ingenieurs Frederic W. Taylor über die Gestaltung der Arbeit unter den Bedingungen der Massenproduktion genommen. Diese Überlegungen wurden im Jahr 1911 unter dem Titel „The Principles of Scientific Management“ veröffentlicht, und sie prägten die Gestaltung von Industriearbeit in den westlichen Ländern bis weit in die 1980er Jahre nachhaltig.

Ausgehend davon werden nun mit dem Begriff der Entgrenzung neue Unternehmensstrategien angesprochen, die sich auf die Abkehr von der fordistischen Massenproduktion, auf den Abbau ihrer bürokratisch-zentralen Organisationsstrukturen und der damit verbundenen taylorisierten Formen der Arbeit richten. Bezeichnet werden soll damit freilich nicht nur ein grundlegender Wandel der industriellen Produktion, sondern es soll damit auch den heterogenen Arbeitsstrukturen des immer wichtiger werdenden Dienstleistungssektors Rechnung getragen werden.

Dezentrale Unternehmen und Netzwerke

Empirisch wird die Entgrenzung von Arbeit zunächst auf Prozesse der Dezentralisierung von Unternehmen und die Bildung von Unternehmensnetzwerken zu-

rückgeführt, die die Grenzen von Unternehmen und ihre überkommenen Organisationslogiken zur Disposition stellen. Es kann davon ausgegangen werden, dass Dezentralisierung wie auch Netzwerkbildung seit den 1990er Jahren zu Leitbildern der Gestaltung von Unternehmensstrukturen geworden sind. Mit diesen Reorganisationsprozessen auf Unternehmensebene sind unmittelbar neue Formen des Arbeitskräfteinsatzes und der Arbeitsorganisation verbunden, deren Logik ebenfalls auf die Öffnung bislang vorherrschender Regelungen hinausläuft. Die neuen Konzepte zielen generell auf eine stärkere Bindung von Unternehmen und Arbeit an Marktanforderungen. Denn es wird davon ausgegangen, dass kleinere dezentrale Einheiten, die komplette Produkte „aus einer Hand“ anbieten, durch ihre Flexibilität einen schnellen und engen Bezug zum Marktgeschehen herstellen können. Zugleich aber werden diese kleinen Einheiten selbst transparenter und kalkulierbarer als frühere Prozesse und erlauben daher ihre gezielte Rationalisierung. Damit gewinnen verschiedenste Formen inter- und intraorganisatorischer Netzwerke Bedeutung, die etwa als dezentralisierte Cost- und Profitcenter eines bestimmten Unternehmens, als ausdifferenzierte international verteilte Produktionssysteme, als sogenannte strategische Allianzen und Entwicklungskooperationen wie auch als regionale Netzwerke anzutreffen sind. Wie sich exemplarisch am Beispiel der Zulieferbeziehungen in der Automobilindustrie sowie den Logistikketten großer Handelshäuser zeigen lässt, können damit die Produktivität, die Flexibilität und die Innovationsfähigkeit eines gesam-

ten Produktionssystems gesteigert werden.

Sicherlich spricht daher einiges für die weitverbreitete Annahme, dass organisatorische und wirtschaftliche Strukturen insgesamt zunehmend dezentraler und netzwerkähnlicher werden. Dieser Prozess der Entgrenzung vollzieht sich allerdings widerspruchsvoll. Denn die Funktionsfähigkeit von dezentralen Unternehmen und Unternehmensnetzwerken ist an ein Minimum sozialer Integration und Kooperation gebunden, die durch den ökonomischen Druck und die daraus resultierende auch interne Konkurrenz ständig konterkariert werden. Unternehmensnetzwerken droht damit auf längere Sicht der soziale „Kitt“ entzogen zu werden, notwendige Vertrauensbeziehungen erodieren, und die Widersprüche können kontraproduktiv auf die ökonomischen Ziele zurückschlagen. Folge ist oftmals ein Wechselspiel zwischen Dezentralisierung und einer Re-Zentralisierung von Unternehmen. Eindeutige Prognosen über die zukünftige Entwicklung von Unternehmensstrukturen und die damit verwobenen Arbeitsprozesse sind nur schwer möglich.

Heterogene Arbeitslandschaft

Insgesamt weist daher der Wandel der Arbeitsprozesse ein widersprüchliches empirisches Bild auf. Um beim Beispiel der Automobilindustrie und ihrer Zulieferer zu bleiben: Es findet sich ein breites Spektrum von Arbeitsformen, das von den hochqualifizierten und professionellen „Systemregulierern“ an den modernen Produktionssystemen der großen Endhersteller bis hin zu den nach wie vor restriktiven und



Jung, gut ausgebildet und flexibel in gutdotierter, verantwortungsvoller Stellung: Idealbild von Arbeit?

sehr einfachen Arbeitsformen in den „Sweat Shops“ kleiner Teillieferanten reicht.

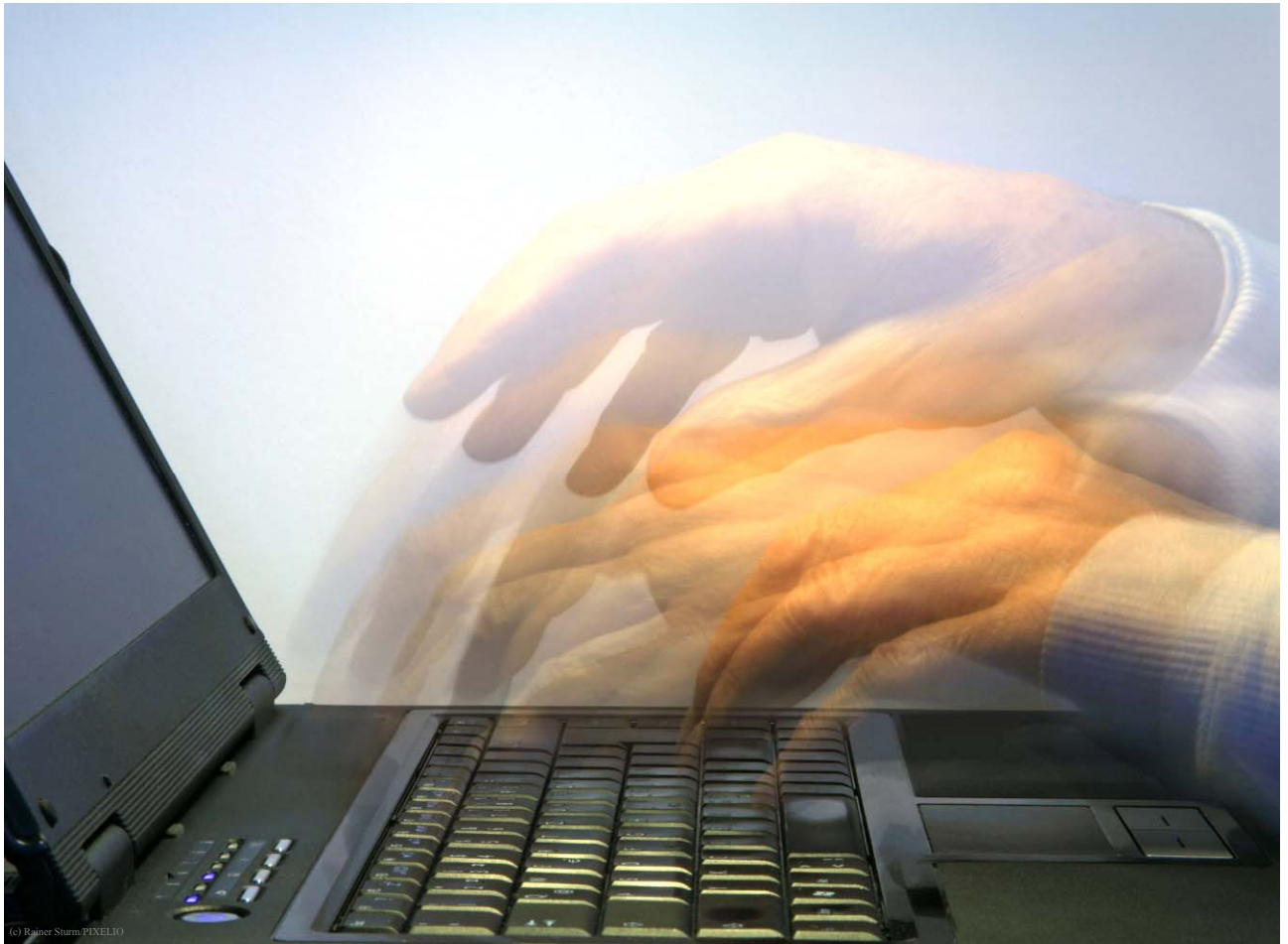
Einerseits führt Dezentralisierung zu einer Ausweitung des Aufgabenspektrums vieler Beschäftigter durch Hierarchieabbau und die Re-Integration zuvor getrennter planender und ausführender Tätigkeiten. Deutlich flexibilisierte Arbeitszeiten verkoppeln dabei den Arbeitsprozess mit der aktuellen und häufig schwankenden Auftragslage des Unternehmens. Viel diskutiert wird bis heute in diesem Zusammenhang die seit Beginn der 1990er Jahre verbreitete Gruppenarbeit in ihren verschiedensten Formen, die von teilautonomen Gruppen mit ausgeprägten Möglichkeiten der Selbstorganisation ihrer Mitglieder bis hin zu Gruppen mit ausgeprägt stan-

dardisierten Arbeitsabläufen reichen. Diese Arbeitsformen sind im doppelten Sinn entgrenzt: Sie obliegen der individuellen Verantwortung der Beschäftigten und folgen erst in zweiter Linie generellen Rahmenregeln. Zugleich sind sie unmittelbar mit der wechselnden Nachfrage der Märkte verkoppelt. Damit ist ein Kriterium angesprochen, das als generelles Merkmal von entgrenzter Arbeit anzusehen ist: eine weitgehend enthierarchisierte Struktur der Anweisung und Kontrolle, verbunden mit Formen erweiterter Selbstorganisation und Arbeitsautonomie auf der ausführenden Ebene. Kurz, die bisherigen hierarchisch-bürokratischen Vorgaben der Arbeit, die sie regulierten und eingrenzten, entfallen zunehmend. Insgesamt steigen damit die Anforderungen vor allem an extrafunktionale Qualifikationen wie die planerisch-methodischen und kommunikativen Kompetenzen der Arbeitskräfte. Daneben wird eine steigende Informations- und Wissensintensität sowohl der Produktions- als auch der Dienstleistungsarbeit betont.

Solchermaßen entgrenzte und individualisierte Arbeitsformen implizieren einen neuen Modus der Arbeits- und Leistungsregulation, der als *Subjektivierung von Arbeit* gefasst wird – ein Begriff, der in den letzten Jahren zu einer Leitkategorie der soziologischen Arbeitsforschung avanciert ist³. Die Konsequenzen für die Be-

Solchermaßen entgrenzte und individualisierte Arbeitsformen implizieren einen neuen Modus der Arbeits- und Leistungsregulation, der als *Subjektivierung von Arbeit* gefasst wird – ein Begriff, der in den letzten Jahren zu einer Leitkategorie der soziologischen Arbeitsforschung avanciert ist³. Die Konsequenzen für die Be-

³ Vgl. Karin Lohr, Subjektivierung von Arbeit. Ausgangspunkt einer Neuorientierung der Industrie- und Arbeitssoziologie? In: Berliner Journal für Soziologie 13/4 (2003), 511–529.



Immer mehr Leistung in immer weniger Zeit: Fluch oder Segen der modernen Arbeitswelt?

schäftigten sind freilich zweischneidig: Mit den erweiterten Handlungsspielräumen steigen zugleich auch die Anforderungen an die Beschäftigten. Denn entgrenzte Arbeit, so übereinstimmend die Forschungsergebnisse, setze die Subjekte der Tendenz nach „frei“, erfordert aber auch den zunehmenden Einsatz ihrer Subjekt-Qualitäten, um vorgegebene ökonomische Ziele zu realisieren und Marktrisiken aufzufangen. Ein Mehr an Arbeitsautonomie bedeutet unter diesen Bedingungen immer auch „mehr Druck“.

Andererseits bezeichnen Arbeitsformen der Selbstorganisation keinesfalls einen generellen Entwicklungstrend. So verweisen

neuerdings Studien auf die weiterhin hohe Bedeutung von Arbeitsformen mit geringen Möglichkeiten der Selbstorganisation und prognostizieren ihren Fortbestand. Es handelt sich dabei um einfache Arbeiten mit niedrigen Qualifikationsanforderungen oft im Kontext restriktiver und taylorisierter Organisationsformen. Im industriellen Sektor handelt es sich etwa um Tätigkeiten wie Hilfs- und Überwachungsarbeiten, die im Jahr 2009 immerhin noch ein reichliches Fünftel aller Beschäftigten des Verarbeitenden Gewerbes ausmachen⁴. Im Dienst-

leistungssektor finden sich solche Tätigkeiten etwa im Logistikbereich, in Callcentern oder bei Pflegediensten. Darüber hinaus wird verschiedentlich auch von einer Tendenz der „Rückkehr zum Taylorismus“ gesprochen⁵. Vor allem im Industriesektor etabliert sich in den letzten Jahren wieder eine verstärkte Orientierung an einem Leitbild von Arbeit, das sich auf kurzzyklische und repetitive Tätigkeiten im Rahmen auf

Arbeitssystemen. In: D. Alewell/O. Struck (Hrsg.), Beschäftigungssysteme. Industrielle Beziehungen, Sonderheft 2012 (im Erscheinen).

⁵ Vgl. Roland Springer, Rückkehr zum Taylorismus? Arbeitspolitik in der Automobilindustrie am Scheideweg. Frankfurt – New York 1999.

⁴ Vgl. H. Hirsch-Kreinsen/P. Ittermann/J. Abel 2012, Industrielle Einfacharbeit: Kern eines sektoralen Produktions- und

neue Weise standardisierter und zugleich flexibilisierter Arbeitsprozesse richtet. Die Intention ist, damit trotz steigender Flexibilitätsanforderungen neue Produktivitätspotentiale durch Routinisierung und Vereinfachung der Arbeit zu gewinnen und Kosten zu senken. Vor allem in der Automobilindustrie zeigt sich vielfach diese Rückkehr zu Prinzipien flexibel taylorisierter Fließfertigung.

Erosion des Normalarbeitsverhältnisses

Mit Entgrenzung von Arbeit werden darüber hinaus generelle Tendenzen der Flexibilisierung von Arbeit bezeichnet. Gemeint ist damit die deutliche Zunahme *nicht-standardisierter* bzw. *prekärer* Beschäftigung seit den 1990er Jahren. Dabei geht es um Erwerbsformen wie Teilzeitarbeit, geringfügige Beschäftigung, befristete Beschäftigung und Leiharbeit. So hat sich die Zahl der Leiharbeiter von 1996 mit etwa 180.000 bis 2010 mit über 800.000 fast verfünffacht⁶. Als Folge wird die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses hervorgehoben: Dauerhafte, in Hinblick auf Arbeitsbedingungen und Einkommen fest geregelte und ein Arbeitsleben lang ausgeführte Arbeitsverhältnisse verlieren zugunsten prekärer Beschäftigungsverhältnisse an Boden. Nichtstandardisierte Erwerbsformen bilden zunehmend die Manövriermasse einer flexibilisierten und unmittelbar an Marktanforderungen orientierten Personalpolitik vieler Unternehmen.

Zudem sind Hinweise unübersehbar, dass Berufe als lebenslanger Orientierungsrahmen für individuelle Erwerbs- und Integrationsperspektiven an Bedeutung verlieren und das Berufsprinzip als organisierender Kern für Ausbildungs- und Arbeitsprozesse offensichtlich seine Funktionsfähigkeit einbüßt. Eindeutige fach- und berufsspezifische Formen von Tätigkeiten, Gratifizierung und eingespielte Karrieremuster sind infolge der Dezentralisierung von Unternehmen und der Flexibilisierung von Arbeit immer weniger klar erkennbar. Berufe verlieren damit nicht unbedingt ihren fachlichen Kern, doch lösen sich die früheren Berufsprofile allmählich auf und wandeln sich zu hybriden Qualifikationsbündeln, wobei insbesondere die schon erwähnten extrafunktionalen Elemente wie soziale und methodische Kompetenzen, aber auch Fähigkeiten der „Selbstvermarktung“ an Bedeutung gewinnen. Es handelt sich dabei um Entwicklungstendenzen, die sowohl im Produktionsbereich als auch im Dienstleistungsbereich beobachtbar sind. Insbesondere in neuen Tätigkeitsfeldern wie der der Informations- und Kommunikationstechnik und der Multimedia-Branchen hat die Beruflichkeit bislang noch nicht Fuß gefasst, obgleich sich hier große Anteile hochqualifizierter Wissensarbeiter finden lassen. Über deren Tätigkeitsformen und Beschäftigtenstruktur ist indes bislang wenig bekannt; offensichtlich finden sich hier viele unkonventionelle Arbeitsformen, Berufsbiographien und Karrieremuster.

In der arbeitssoziologischen Debatte schließt sich daran die weitreichende These vom Aufkommen eines neuen Typus von

Arbeitskraft an, der als *Arbeitskraft-Unternehmer* gefasst wird⁷. Als seine wichtigsten Merkmale werden eine erweiterte Selbstkontrolle, die flexible Ausrichtung an den sich schnell wandelnden Arbeits- und Einsatzbedingungen und eine damit verbundene Tendenz zur „Verbetrieblichung“ der alltäglichen Lebensführung angesehen. Ohne Zweifel wird damit der skizzierte Trend einer forcierten Ausrichtung der Arbeitsfähigkeit an ökonomischen Erfordernissen bezeichnet, mit dem die Auflösung der eingespielten Arbeitsregeln und -standards einhergeht. Zugleich wird damit auf Fragmentierungstendenzen der Arbeits- und Lebenslage der abhängig Beschäftigten verwiesen: Angesprochen werden hiermit auf der einen Seite jene hochqualifizierten Beschäftigten etwa aus der Multimedia-Branche oder dem Finanzsektor, die aufgrund ihrer vielfältigen und ausreichenden Ressourcen zu einer ausgeprägt selbstbestimmten Gestaltung ihrer Arbeits- und Lebensverhältnisse in der Lage sind. Auf der anderen Seite sind davon Tagelöhnergewerbetätigkeiten frühkapitalistischen Zuschnitts mit restriktiven Arbeits- und Lebensbedingungen zu unterscheiden, die sich vermehrt im weiten Bereich etwa des Gaststättengewerbes und der haushalts- und personenorientierten Dienste finden lassen. Zwischen diesen beiden Extrempolen ist das schrumpfende und zunehmend flexibilisierte Segment des Normalarbeitsverhältnisses anzusiedeln. ■

⁶ Vgl. Stefanie Gundert/Christian Hohen-danner, Soziale Teilhabe ist eine Frage von stabilen Jobs. IAB-Kurzbericht 4/2011. <http://doku.iab.de/kurzber/2011/kb0411.pdf>.

⁷ Vgl. Günter G. Voß/Hans J. Pongratz, Der Arbeitskraftunternehmer. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50/1 (1998), 131–158.

Historische Mobilitätsforschung auf neuen Wegen

Hans-Liudger Dienel

Beschleunigte Mobilität und veränderte Lebensgewohnheiten der Menschen in der Gegenwart bedingen einander. Berufliche und private, soziale und psychische Mobilität verändern das Leben der Menschen und die mentalen Landkarten. Als Bestandteil von Modernisierung erweitern sie die Aktionsradien und führen dazu, dass (Lebens-)Räume in neuen Perspektiven wahrgenommen werden. Hans-Liudger Dienel stellt in ausgewählten Themen den Forschungsstand der Verkehrswissenschaft als Mobilitätsforschung dar.

Die Historische Mobilitätsforschung als Disziplin

Wohin treiben Verkehr und Mobilität in Deutschland und Europa in den nächsten Jahrzehnten? Um diese für die europäischen Gesellschaften existentiellen Fragen zu beantworten, lohnt sich der Blick zurück, auf die Mobilitätsentwicklung und Verkehrsvisionen der letzten Jahrzehnte und die historische Mobilitätsforschung.

Eine perspektivenübergreifende, problemorientierte und integrierende Funktion geht in Deutschland von der sozialwissenschaftlichen Mobilitätsforschung aus, die in den vergangenen Jahren viel Zulauf erhalten hat. Auf europäischer Ebene stehen das Netzwerk *Cosmobilities*¹ und als Institut paradigmatisch das *Centre for Mobilities Research der Lancaster University*² für diesen multiperspektivischen, sowohl grundlagen- als auch anwendungsorientierten Ansatz zwischen Ver-

kehrssoziologie, -geschichte und -ethnologie.

Welche Fragen stellt sich die und stellen sich der Verkehrsgeschichte heute? Im Folgenden greifen wir drei aktuelle Themenfelder heraus, die eines verbindet: Es geht immer um Wechselwirkungen von Verkehr, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft.

Wir beginnen mit dem Zusammenhang von Verkehrs-, Raum- und Wirtschaftsentwicklung. Zweitens präsentieren wir Fragen zum Zusammenhang zwischen der Verkehrsentwicklung und dem Phänomen der Internationalisierung und Globalisierung der Volkswirtschaften. Abschließend wenden wir uns drittens mit der Frage nach der politischen Steuerbarkeit des Verkehrs auch Fragen nach individuellen und kollektiven Motiven für Bewegung, Mobilität und Verkehr, nach Verkehr und Modernisierung zu. Im Folgenden wird der aktuelle Forschungsstand zu diesen drei Komplexen vorgestellt.

Wechselwirkungen von Verkehrs-, Wirtschafts- und Raumentwicklung

Die Abhängigkeit der räumlichen Entwicklung, des Wohlstands von Handel und Verkehr ist seit den frühneuzeitlichen Merkantilisten

Dr. Hans-Liudger Dienel leitet das Zentrum Technik und Gesellschaft der Technischen Universität Berlin (www.ztg.tu-berlin.de) und das nexus Institut für Kooperationsmanagement (www.nexusinstitut.de). Er ist Präsident der International Association for the History of Transport, Traffic and Mobility (www.t2m.org) und im Beirat „Gesellschaft und Technik“ des Vereins Deutscher Ingenieure.



ein jahrhundertalter Topos und bis heute politikbestimmend. Für die frühe Neuzeit haben Beh-

¹ www.cosmobilities.net.

² www.lancs.ac.uk/fass/centres/ceamore.



ringer, Hennigs und Helmedach die großen wirtschaftlichen und Modernisierungseffekte von Postverkehr in festen Fahrplänen und Straßenbau nachgewiesen³. Für die Eisenbahn des 19. Jahrhunderts haben die wichtigen historischen Studien der 1970er Jahre (Fremdling) ähnlich argumentiert. Für den Straßenbau des 20. Jahrhunderts ist der Zusam-

³ Vgl. Wolfgang Behringer, *Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 189). Göttingen 2002. Ähnlich argumentieren: Annette Hennigs, *Gesellschaft und Mobilität. Unterwegs in der Grafschaft Lippe 1680 bis 1820*. Bielefeld 2002; Andreas Helmedach, *Das Verkehrssystem als Modernisierungsfaktor. Straßen, Post, Fuhrwesen und Reisen nach Triest und Fiume vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Eisenbahnzeitalter* (Südosteuropäische Arbeiten 107). München 2002.

menhang von Verkehrs- und Regionalentwicklung, aufbauend auf der empirisch nicht immer überzeugenden Arbeit von Thomas Südbeck für Hamburg, von Alexander Gall für Bayern bearbeitet worden⁴. Eine noch stärkere Betonung der Regionalentwicklung findet sich im Sammelband von Wilfried Reininghaus⁵.

Die Entwicklung und Verbesserung der Infrastrukturen galt lange als wichtigstes Instrument für die Wirtschafts- und Raumentwicklung. Doch es gibt Ge-

⁴ Vgl. Thomas Südbeck, *Motorisierung, Verkehrsentwicklung und Verkehrspolitik in der Bundesrepublik Deutschland der 1950er Jahre*. Stuttgart 1994; Alexander Gall, „Gute Straße bis ins kleinste Dorf!“ Verkehrspolitik in Bayern zwischen Wiederaufbau und Ölkrise. Frankfurt/M. u. a. 2005.

⁵ Vgl. Wilfried Reininghaus/Karl Teppe (Hg.), *Verkehr und Region im 19. und 20. Jahrhundert. Westfälische Beispiele*. Paderborn 1999.

genargumente: Die Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung durch Förderung der (Verkehrs-) Infrastrukturen kam im Osten Deutschlands an eine Finanzierungs- und Effizienzgrenze. 2004 forderte die so genannte Dohnanyi-Kommission, die finanziellen Transfers aus dem Westen weniger in Infrastrukturen als in Unternehmen und Köpfe zu investieren, die in einem erweiterten Sinne allerdings ebenfalls als soziale Infrastrukturen verstanden werden können.

Aus der über die Jahre immer wichtiger werdenden ökologischen Perspektive interessiert vor allem die Abkopplung der (regionalen) Wirtschaftsentwicklung von der Verkehrsentwicklung und dem Ressourcenverbrauch⁶. Die Verkehrsgeschichte hat auch

⁶ Vgl. Helmut Nuhn/Markus Hesse, *Verkehrsgeografie*. Paderborn 2006.



auf diese Fragestellung reagiert und hat zum Beispiel gezeigt, dass Verkehr zu einem nicht unerheblichen Teil entstand, um den eigenen negativen Folgen auszuweichen. Dies gilt etwa für die Suburbanisierung und die Pendlerverkehre⁷.

Die großen Bahnhöfe sind vor allem architektur- und kulturhistorisch dargestellt worden, zuletzt in dem beeindruckenden Katalog der Ausstellung „Großer Bahnhof“ zu den großen Wiener Bahnhöfen⁸. Ähnliche Arbeiten gibt es zur Geschichte der Flughä-

fen als neue Städte. Hierher gehört auch die Geschichte der Straße als öffentlicher Raum, als Lebens- und Verkehrsraum. Aus kunsthistorischer Perspektive liegt seit kurzem der von Karin Sagner herausgegebene Frankfurter Ausstellungsband zur „Eroberung der Straße“ vor. Hier wird vor allem die Wirkung des großstädtischen Boulevards des 19. und frühen 20. Jahrhunderts thematisiert, der stärker als heute neben der Verkehrsfunktion weitere Funktionen als öffentlicher Raum bediente und als Inkarnation des Städtischen und Ort für das Flanieren, Spielen, Einkaufen und Verkaufen, das Versammeln und Demonstrieren diente⁹. Für die Nachkriegszeit gibt es eine Reihe von histori-

schen Studien zur Geschichte der städtischen Verkehrsplanung in Zeiten der Planungseuphorie, die auch den städtischen Verkehr erfasste¹⁰.

Globalisierung und Verkehr

Der Ausbau der Verkehrssysteme ist eines der sichtbarsten Zeichen und zugleich Voraussetzung für die Internationalisierung und Globalisierung der Weltwirtschaft, aber auch von Lebensformen und Verhaltensweisen.

Im Bereich der Eisenbahnen können wir für das 20. Jahrhun-

⁷ Vgl. Ralf Roth/Marie-Noëlle Polino (Hg.), *The city and the railway in Europe*. Aldershot 2003; Colin Divall/Winstan Bond (Hg.), *Suburbanising the Masses: Public Transport and Urban Development in Historical Perspective*. London 2003.

⁸ Vgl. Wolfgang Kos/Günter Dinhold (Hg.), *Grosser Bahnhof. Wien und die weite Welt*. Wien 2006.

⁹ Vgl. Karin Sagner u. a. (Hg.), *Die Eroberung der Straße von Monet bis Grosz*. München 2006.

¹⁰ Vgl. Barbara Schmucki, *Der Traum vom Verkehrsfluss. Städtische Verkehrsplanung seit 1945 im deutsch-deutschen Vergleich*. Frankfurt/M. 2001; zusammenfassend bis 1997: Hans-Liudger Diemel/Barbara Schmucki (Hg.), *Mobilität für alle. Geschichte des öffentlichen Personenverkehrs in der Stadt zwischen technischem Fortschritt und sozialer Pflicht*. Stuttgart 1997.

dert aber eine gegenläufige Entwicklung beobachten. Während im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert die internationalen Verbindungen in den Eisenbahnen eine zentrale Rolle gespielt haben¹¹, mit vielen neuen europäischen Institutionen für die Organisation, Standardisierung und Regulierung des internationalen Eisenbahnverkehrs, verloren die Bahnen in Europa nach 1945 ihre internationalen Ambitionen¹². Während die europäischen Eisenbahnen zwischen 1870 und 1930 hochprofitable Wirtschaftsunternehmen waren, durchaus in Staatsbesitz, aber zugleich wirtschaftlich, wachstumsorientiert und daher international denkend, haben wir es in der Nachkriegszeit mit subventionierten Staatsbetrieben zur Erfüllung nationaler Interessen (etwa in der Daseinsvorsorge) zu tun. Als notorisch defizitäre Kostgänger des Staates vernachlässigten die Bahnen nicht nur in Deutschland nach 1945 ihre internationalen Verbindungen¹³. Die Betriebe waren nicht mehr in der gleichen Lage und teilweise auch nicht mehr wirklich interessiert, europäisch zu denken. Vielmehr waren sie den nationalen Verkehrsverwaltungen und nationalen Regierungen viel stärker als im 19. Jahrhundert ausgeliefert, auf „Gesundshrumpfung“ ausgerichtet und von staatlichem Schutz durch Kontingentierung und Tarifierung vor der stärkeren Kon-

kurrenz auf der Straße und in der Luft abhängig.

Im Bereich der Luftfahrt war dies ganz anders. Die Lufthansa konzentrierte sich, entsprechend der vom Bundesverkehrsministerium verordneten Aufgabenteilung, auf die internationalen Verkehre und hat erst seit der Deregulierung und Privatisierung den innerdeutschen Verkehr deutlich verstärken können, nun in direkter Konkurrenz zu wachstumsorientierten Billigfliegern und einer modernisierten, selbstbewussten Fernbahn¹⁴.

Die Straßen- und Bahnverkehrspolitik ist lange Zeit vorwiegend unter einer regionalen und nationalen Perspektive betrieben worden. Erst die Deregulierung und Privatisierung der Verkehrsbetriebe und damit zusammenhängend die Harmonisierung der rechtlichen und steuerlichen Rahmenbedingungen in Europa haben die europäische Verkehrspolitik insgesamt immer stärker werden lassen. Vor einigen Jahren hat das neue Handbuch der Europäischen Verkehrspolitik die europäischen verkehrspolitischen Ziele und die Mittel umfassend zusammengetragen, allerdings ohne überzeugende historische Analysen¹⁵. Für Deutschland gibt es ein auch historisch kompetentes neues „Handbuch Verkehrspolitik“. Es ist methodisch modern und schließt weiche Politikformen

explizit mit ein, bleibt aber im territorialen Fokus konservativ und bietet kaum internationale Vergleiche¹⁶.

Ein wichtiger Aspekt der Internationalisierung und Globalisierung des Verkehrs ist der zunehmende Urlaubsverkehr, zu dessen Geschichte es inzwischen eine Reihe von europäisch vergleichenden Sammelbänden gibt¹⁷. Wie die Verkehrsgeschichte profitiert die Tourismusgeschichte von Zuarbeiten aus dem semiprofessionellen Umfeld. Dazu gehört etwa Otto Schneiders „Die Ferien-Macher“, das eine im Themenfeld unerreichte Detailorientierung und -kenntnis zur Unternehmensgeschichte im Tourismus bietet¹⁸.

Die Wirkungen der gestiegenen Mobilität auf die mentale Globalisierung sind ein bisher noch viel zu wenig beachtetes Forschungsfeld. Am besten untersucht sind noch die Wirkungen des Tourismus, allerdings mit großen Lücken gerade für Osteuropa und die sozialistischen Staaten¹⁹. Dazu gehören auch Verkehre zwischen den politisch antagonistischen Systemen und die Aufweichung von politischer Abschottung durch Handel und Verkehr, die Bedeutung der Verkehrssysteme für den Wandel

¹¹ Vgl. Ralf Roth, *Das Jahrhundert der Eisenbahn*. Ostfildern 2005.

¹² Vgl. Monika Burri/Kilian T. Elsasser/David Gugerli (Hg.), *Die Internationalität der Eisenbahn. 1850–1970*. Zürich 2003.

¹³ Vgl. Markus Klenner, *Eisenbahn und Politik in Europa 1758–1914. Vom Verhältnis der europäischen Staaten zu ihren Eisenbahnen*. Wien 2002.

¹⁴ Vgl. Marc L. J. Dierikx/Bram Bouwens, *Building castles of the air. Schiphol Amsterdam and the development of airport infrastructure in Europe, 1916–1996*. The Hague 1997; Hans-Liudger Diemel/Peter Lyth (Hg.), *Flying the Flag. European Commercial Air Transport since 1945*. London 1998.

¹⁵ Vgl. Johannes Frerich/Gernot Müller, *Europäische Verkehrspolitik. Von den Anfängen bis zur Osterweiterung*. 3 Bände. München u. a. 2004–2006.

¹⁶ Vgl. Oliver Schöller/Weert Canzler/Andreas Knie (Hg.), *Handbuch Verkehrspolitik*. Wiesbaden 2007.

¹⁷ Vgl. Laurent Tissot (Hg.), *Development of a Tourist Industry in the 19th and 20th Centuries. International Perspectives*. Neuchâtel 2003; Shelley Baranowski/Ellen Furlough (Hg.), *Being Elsewhere. Tourism, Consumer Culture, and Identity in Modern Europe and North America*. Ann Arbor 2001.

¹⁸ Vgl. Otto Schneider, *Die Ferien-Macher. Eine gründliche und grundsätzliche Betrachtung über das Jahrhundert des Tourismus*. Hamburg 2001.

¹⁹ Vgl. Andrea Penz, *Inseln der Seligen. Fremdenverkehr in Österreich und Irland von 1900 bis 1938*. Köln 2005.



durch Annäherung und die gesellschaftliche Modernisierung durch touristische Verkehre in Geber- und Nehmerländern, so etwa im Spanien der Franco-Zeit, in der DDR nach 1972 oder in Kuba in der heutigen Zeit.

Politische Steuerbarkeit der Verkehrsentwicklung

Die Frage nach der politischen Steuerbarkeit der Verkehrsentwicklung schwingt in vielen neueren verkehrshistorischen Arbeiten zur politischen Infrastrukturgeschichte mit. Es ist ein System mit vielen unterschiedlichen Akteuren, nicht zuletzt den Verkehrsteilnehmer/innen, die neben den öffentlichen Akteuren, an ihnen vorbei oder gegen sie ihre Investitions- und Verkehrsentscheidungen treffen. Vergleichende Untersuchungen können den historischen Handlungsspielraum für die einzelnen Akteure

ausloten, etwa durch Vergleiche zum Aufstieg der individuellen Mobilität in kapitalistischen und sozialistischen Staaten. Besonders geeignet sind hier einmal mehr BRD/DDR-Vergleiche als historisches Realexperiment²⁰.

Auf der Verkehrsteilnehmerseite ist die Entscheidung für Verkehr und Mobilität und insbesondere die Verkehrsmittel- und die Routenwahl ein komplexer Prozess, der aber in einer konkreten Entscheidung endet, für oder gegen die Reise, das Verkehrsmittel und die Route. Die bisherigen verkehrswissenschaftlichen Ansätze wurden dieser Entscheidungssituation nicht ge-

recht. Sie unterstellen etwa bis heute nur einen Reise(haupt-)zweck. Doch viele Reisen werden aus vielen Gründen zugleich unternommen, um Zigaretten zu holen, sich abzulenken, vielleicht die Freundin zu besuchen, um Auto zu fahren und einer häuslichen Situation zu entfliehen. Außerdem kann bei dieser Reise gleich auch noch der Sohn zum Sport gebracht, eingekauft, Radio gehört, die Flaschen entsorgt und das Cello zur Reparatur gebracht werden. Deshalb fiel schließlich die Entscheidung gegen das Motorrad.

Verkehr entsteht im Kopf. Deshalb sind die Geschichte und Analyse der unterschiedlichen Verkehrskonzepte und die Entwicklung der möglichen Positionen der Verkehrsexperten so entscheidend für die späteren verkehrlichen Entscheidungen auf der Nutzer-, aber auch auf der

²⁰ Vgl. Uwe Müller, Individuelle Mobilität in der Planwirtschaft. Eine Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Verkehrswezens in der DDR. In: Helga Schultz/Hans-Jürgen Wagener (Hg.), Die DDR. Ein Rückblick nach 15 Jahren (im Druck).

Anbieterseite²¹. In der Verkehrsgeschichte und der sozialwissenschaftlichen Mobilitätsforschung sind der Zusammenhang von Lebensstilen und Verkehrsstilen in den vergangenen Jahren immer wieder im Einzelfall belegt worden²². Eine moderne Verkehrspolitik kann sich diese Arbeiten zur historischen Verkehrsverhaltensforschung für ihre Strategien zu Nutze machen. Politisch geht es um eine Erweiterung der klassischen Instrumente der Verkehrspolitik in Richtung auf eine weichere Verkehrs-Governance. Dazu brauchen die Verkehrswissenschaften mehr historische Fallstudien, um Verkehr und diesbezügliche Entscheidungen zu erklären. Die sozialwissenschaftliche Verkehrsforschung steuert dazu Konzepte zu Milieu, Habitus, Handlungsrouninen, Biografie und sozialen Netzwerken bei; von historischer Seite kommen Studien zu Generation, Erfahrungsraum, Beschleunigung und Modernisierung hinzu²³.

²¹ Vgl. Hans-Liudger Diemel/Helmuth Trischler (Hg.), *Geschichte der Zukunft des Verkehrs. Verkehrskonzepte von der Frühen Neuzeit bis zum 21. Jahrhundert*. Frankfurt/M. 1997; Michael Hascher, *Politikberatung durch Experten. Das Beispiel der deutschen Verkehrspolitik im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt/M. 2006.

²² Vgl. Konrad Götz u. a., *Mobilitätsstile in der Freizeit*. Frankfurt/M. 2002; Klaus J. Beckmann u. a. (Hg.), *StadtLeben – Wohnen, Mobilität und Lebensstil. Neue Perspektiven für Raum- und Verkehrsentwicklung*. Wiesbaden 2006; Claus J. Tully/Dirk Baier, *Mobiler Alltag. Mobilität zwischen Option und Zwang. Vom Zusammenspiel biographischer Motive und sozialer Vorgaben*. Wiesbaden 2006.

²³ Vgl. Peter Borscheid, *Zeit und Raum. Von der Beschleunigung des Lebens*. In: Reinhard Spree, *Geschichte der deutschen Wirtschaft im 20. Jahrhundert*. München 2001, 23–49; Peter Borscheid, *Das Tempo-Virus. Eine Kulturge-*

schichte der Beschleunigung. Frankfurt/M. 2004, 115–145 und 193–215.

Verkehr ist ein Katalysator der und ein Ausdruck für die Modernisierung der westlichen Gesellschaften und ist schon von den Zeitgenossen des 19. und 20. Jahrhunderts fast durchgängig so gesehen und begrüßt worden – als ein Beitrag zur Demokratisierung, zur Verbürgerlichung, der Stärkung des Handels, aber auf der anderen Seite auch der Beschleunigung, Naturzerstörung und Zersiedlung sowie „strukturellen Unwirtlichkeit“.

In den Geistes-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften sind in den letzten Jahren viele verkehrshistorische Arbeiten gerade zu Verkehrsteilnehmer/innen vorgelegt worden. Auch in der Literaturwissenschaft liegt der Fokus der Untersuchungen, wie in der Kunst, auf der Wahrnehmung des Modernisierungsschubs der Zwischenkriegszeit in den Metropolen, als Berlin wegen der besonders dramatischen Änderungen nach dem verlorenen Krieg und dem Ende der Monarchie zur Kulturhauptstadt Europas und „schnellsten Stadt der Welt“ wurde, der einzigen deutschen Stadt, in der die Einwohner auf der Rolltreppe nicht standen, sondern gingen²⁴. Auch die europäische Ethnologie beschreibt den Erfahrungsraum der Mobilität für ihre Darstellungen der Modernisierungsprozesse im 19. und 20. Jahrhundert²⁵.

Das wichtigste Buch zur Wahrnehmung des Verkehrs ist nach wie vor Wolfgang Schivel-

busch, *Geschichte der Eisenbahnreise* von 1977; eine bahnbrechende Interpretation der Veränderung von Lebensstilen und der Wahrnehmung von Landschaft und Gesellschaft. Schivelbusch entdeckte den „panoramatischen Blick“ aus dem Fenster des Eisenbahnabteils als neue Perspektive auf die Weite der Landschaft. Der Blick unterwegs schweifte erstmalig in die Weite. In der Psychologie nahm Rainer Schönhammer Anfang der 1990er Jahre mit der „Psychologie der Fortbewegung“ explizit Bezug auf Schivelbusch. Schönhammer entdeckte zwei ganz unterschiedliche Sensationen der Fortbewegung: Beschleunigung und Kurvenfahrt als spektakuläre Reize insbesondere der individuellen Verkehrsmittel (das war bekannt) und (das war neu) Gleiten und Schweben als besondere Reize der öffentlichen Verkehrssysteme: Auch sie können einen attraktiven Trance-Zustand evozieren, dessen Sensation vergleichbar zu Beschleunigung und Kurvenfahrt sei²⁶.

Eine solche Verkehrsgeschichte ist problem- und anwendungsorientiert und erschließt sich gerade dadurch neue grundlegende Fragestellungen. Sie nutzt geschickt Fragestellungen, Erkenntnisse und Herangehensweisen aus den unterschiedlichen verkehrsbezogenen Wissenschaften und aktuellen verkehrspolitischen Problemen, destilliert daraus neue eigenständige Fragestellungen und bemüht sich selbst um multiperspektivisches Vorgehen, um internationale und diachronische Vergleiche.

²⁴ Vgl. Johannes Roskoth, *Verkehr. Zu einer poetischen Theorie der Moderne*. München 2003.

²⁵ Vgl. Wolfgang Kaschuba, *Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne*. Frankfurt/M. 2004; Roskoth, *Verkehr*.

schichte der Beschleunigung. Frankfurt/M. 2004, 115–145 und 193–215.

²⁴ Vgl. Johannes Roskoth, *Verkehr. Zu einer poetischen Theorie der Moderne*. München 2003.

²⁵ Vgl. Wolfgang Kaschuba, *Die Überwindung der Distanz. Zeit und Raum in der europäischen Moderne*. Frankfurt/M. 2004; Roskoth, *Verkehr*.

²⁶ Vgl. Rainer Schönhammer, *In Bewegung. Zur Psychologie der Fortbewegung*. München 1991; ders., *Fliegen, Fallen, Flüchten. Psychologie intensiver Träume*. Tübingen 2004.

Wie wohnen heute?

Trends urbanen Wohnens

Christina Schumacher

Gesellschaftliche Trends wie Individualisierung und Pluralisierung drücken sich sinnfällig auch in veränderten Wohn- und Lebensformen aus. Die Soziologin Christina Schumacher zeigt auf, dass die moderne Trennung von Wohn- und Arbeitssphäre oder von öffentlichem und privatem Raum erodiert und eine verstärkte Wohnmobilität zu beobachten ist.

Wunschwohnen ist urbanes Wohnen

Man stelle sich eine große sozialwissenschaftliche Umfrage vor zum Thema „Wie sieht Ihre Wunschwohnung aus?“. Mit hoher Wahrscheinlichkeit kann prognostiziert werden, welche Antworten zu erwarten wären: „Doppelt so groß, halb so teuer und mit einem großzügigen, ruhigen und grünen Außenraum versehen“, so sieht die Wunschwohnung von vermutlich 90 Prozent der deutschen wie der Schweizer Wohnbevölkerung aus. Wohnen in der Stadt kann diese Wünsche jedoch kaum einlösen. Städtischer Raum ist ein knappes und teures Gut, städtische Außenräume sind nicht in erster Linie ruhig, grün und immissionsentlastet. Ungeachtet der Widersprüchlichkeit zwischen Wunsch und realisierbarer Wirklichkeit ist die Stadt jedoch ein wichtiger Anziehungsort für große Teile der Bevölkerung. In der Schweiz leben drei Viertel der Einwohnerinnen und Einwohner in Städten und deren Agglomerationen. Seit ungefähr 15 Jahren kann eine „Wiederentdeckung der Innenstädte“ beobachtet werden. Für immer weitere Teile der Bevölkerung gilt das Wohnen in der Stadt als eine begehrte

Lebensform. Vielfalt, Toleranz, ein lebendiges und kreatives kulturelles Umfeld sowie kurze Wege im Alltag sind Attraktoren, die mit dem urbanen Lifestyle in Verbindung gebracht werden.

Die Wiederentdeckung von Innenstädten als Wohn- und Lebensräume steht mit einer Reihe gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen seit dem Zweiten Weltkrieg in Zusammenhang. Sie sollen hier kurz erläutert werden, um daraus Trends für das urbane Wohnen abzuleiten, die anhand von Beispielen illustriert werden.

Prozess der Individualisierung

Zuvorderst steht der Prozess der Individualisierung, welcher die seit den 1950er Jahren fortschreitende Erosion traditioneller Gemeinschaften und Bindungen beschreibt. Dem Verlust von Einbindung und Zukunftsgewissheit auf der einen Seite steht ein enormer Zugewinn an Wahl- und Entscheidungsfreiheiten gegenüber, den die Menschen in den letzten sechzig Jahren für sich in Anspruch nehmen konnten. Lebenswege, die für unsere Großväter und insbesondere die Großmütter mehr oder weniger fraglos vorgegeben waren, können heute, im Rahmen wesentlich

weniger enger Vorgaben, eigenständig „entworfen“ werden. Diese Möglichkeit, aber auch der Zwang zum individuellen Lebensentwurf ist eine Folge strukturell und kulturell grundsätzlich veränderter Lebensbedingungen. Sie

Prof. Christina Schumacher lehrt Sozialwissenschaften am Institut Architektur der Hochschule für Architektur, Bau und Geomatik in Muttenz, die zur Fachhochschule Nordwestschweiz gehört.



basieren auf einer langfristigen Zunahme sozialer Sicherheit durch wohlfahrtsstaatliche Institutionen, einem neuen Verhältnis von Arbeits- und Lebenszeit, einer prinzipiellen Zunahme der geographischen, aber auch der sozialen Mobilität und dem massiven Ausbau des Bildungssystems in den vergangenen rund sechzig Jahren. Kulturell haben emanzipatorische Leitbilder, die im Zusammenhang mit 1968 geprägt und gelebt wurden, wie die sexuelle Liberalisierung und die

zunehmende Gleichberechtigung der Geschlechter, zur Entstandardisierung und Vervielfältigung von Lebensformen beigetragen. So geht ein urbaner Lebensstil heute beispielsweise mit einer hohen Frauenerwerbsquote einher, welche günstige Bedingungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familienleben zur Voraussetzung hat.

Pluralisierung von Wohn- und Lebensformen

Insgesamt haben sich die Lebens- und Wohnformen großer Teile der Gesellschaft vervielfacht. Neben die traditionelle Familie sind Einelternfamilien, Patchworkfamilien, Singles, gemeinsam oder auch getrennt lebende Paare, Wohn- und Hausgemeinschaften getreten, um nur die wichtigsten Beispiele zu nennen. Statistisch sehr deutlich ist die massive Zunahme von Einpersonenhaushalten seit den 1980er Jahren. In vielen Städten liegt die Quote bei rund der Hälfte aller Haushalte. Allerdings stimmt die Vorstellung, bei den urbanen Singles handle es sich vorwiegend um junge, gut qualifizierte, hedonistisch lebende Menschen mit großer Kaufkraft und kulturellem Potenzial, nicht ganz. Die „Versingelung“ der Gesellschaft ist zu erheblichen Teilen eine Folge der Zunahme älterer Menschen und hier wiederum der durchschnittlich längeren Lebenserwartung von Frauen: Alleinlebende Witwen machen einen beträchtlichen Anteil der Einpersonenhaushalte aus.

Wohn- und Lebensformen verändern sich nicht nur zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen, sondern auch im zeitlichen Verlauf einzelner der neuen, flexibilisierten Biographien. Das illustrativste Beispiel

dafür sind Patchworkfamilien. In diesen Familien treffen Kinder unterschiedlicher leiblicher Eltern in neuen Konstellationen und oft nur zeitweise aufeinander, da sie unter Umständen sowohl beim leiblichen Vater wie der leiblichen Mutter „auf Zeit“ ein Zuhause haben. Zumindest für die erwachsenen Mitglieder beruhen die neuen „Verwandtschaften“ auf einer freien Wahl. Ans Wohnen haben Patchworkfamilien ganz neue Ansprüche: Kinder kommen und gehen, und es ist durchaus möglich, dass im Laufe einer Woche eine unterschiedliche Anzahl von Personen in der gleichen Wohnung zu Hause ist. Am Beispiel der Patchworkfamilie wird überdeutlich, dass die Pluralisierung von Wohn- und Lebensformen auch eine Flexibilisierung von Wohnbedürfnissen mit sich bringt.

Kulturalisierung der Lebensführung und Flexibilisierung der Arbeit

Der Prozess der Individualisierung ist überdies mit einer generellen Werteverchiebung verbunden, die als Kulturalisierung der Lebensführung beschrieben werden kann. Für die Menschen der Gegenwart hat im Vergleich zu ihren Großeltern der Begriff der Selbstverwirklichung einen ungleich viel höheren Stellenwert. Damit gehen eine Aufwertung symbolischer anstelle der meist ohnehin verwirklichten materiellen Werte und eine ausgeprägte Erlebnisorientierung einher. Der raumkonsumierende, spärlich und mit hoch flexiblem Mobiliar auf Rollen ausgestattete Loft wird zur spannenden Wohnumgebung. Über diesen Lebens- und Wohnstil soll nicht mehr in erster Linie Zugehörigkeit zu einem sozialen Milieu, sondern Abgren-

zung und damit die eigene Individualität demonstriert werden – auf der Strecke bleibt, dass die Besonderung als urbanes Massenphänomen natürlich zum Paradox gerät. Insgesamt werden kulturelle Kompetenzen, das Wissen über den richtigen kulturellen Konsum, zu gesellschaftlichen Kernkompetenzen.

Auswirkungen auf urbane Wohnbedürfnisse und -trends hat schließlich auch die zunächst als damit unverbunden erscheinende Flexibilisierung der Arbeitswelt. Der massive Ausbau des Dienstleistungs- und des IT-Sektors und die generelle Informatisierung der Arbeitswelt, die Flexibilisierung von Arbeitszeiten, Arbeitsinhalten und ganzer Arbeitsbiographien bringen ein neues Verhältnis von Arbeits- und Lebenszeit und von Arbeits- und Lebenswelt mit sich. Nicht nur Teleheimarbeiterinnen, sondern zunehmend auch Manager mit Kaderfunktionen erledigen ihre Arbeit zu Hause am Bildschirm. Investitionen in Weiterbildungen, Phasen der Erwerbslosigkeit oder der Existenzgründung erfolgen nicht selten von der eigenen Wohnung aus und lassen die in der bürgerlichen Gesellschaft etablierte Trennung von beruflicher und privater Sphäre zunehmend verschwimmen. Generell verlassen immer weniger Menschen morgens für ihre Arbeit die Wohnung. Sie übernimmt damit neu auch die Funktion, eine ruhige Arbeitsumgebung zu bieten.

Als Konsequenz des Individualisierungsprozesses, der mit einer Pluralisierung von Lebens- und Wohnformen, mit einer Kulturalisierung der Lebensführung und einer Flexibilisierung von Arbeits- und Lebenswelt einhergeht, lassen sich fünf Trends urbanen Wohnens formulieren.

Fünf Trends urbanen Wohnens

1. Erosion der Trennung von Wohnen und Arbeiten

Für den Trend einer Entgrenzung von Arbeit und Wohnen steht der Loft, eine umgenutzte ehemalige Fabrikhalle, als augenscheinlichstes Sinnbild. Hier werden verschiedenste, einst getrennte Funktionen wie Kochen, Essen, Schlafen und Arbeiten in einem einzigen Raum zusammengeführt. Der im Bild dargestellte junge Architekt lebt symptomatisch den individualisierten und flexibilisierten Lebensstil des freiberuflichen Singles mit hohen Qualitätsansprüchen an die eigene Lebensführung. Über das zugespitzte Stereotyp hinaus macht diese Wohnform neue Anforderungen an Grundrisse für Haushalte mit flexibilisierten Arbeitszeiten deutlich – wo gemeinsame Essens- und Schlafenszeiten zur Ausnahme werden und die hergebrachte Funktionstrennung der Räume immer weniger den Lebensgewohnheiten der Bewohnenden entspricht.

2. Erosion der Trennung von öffentlicher und privater Sphäre

Das im Bild an einem Beispiel in Zürich dargestellte offene, großfenstrige Wohnen im innerstädtischen Trendquartier illustriert die Tendenz einer zunehmenden Entgrenzung von öffentlicher und privater Sphäre. Besonders im urbanen Umfeld ist eine Intimisierung des öffentlichen Lebens beobachtbar, welche der Soziologe Richard Sennett bereits in den 1970er Jahren als „Tyrannie der Intimität“ beklagte. Der urbane Lebensstil gut qualifizierter junger Städterinnen und Städter beinhaltet eine Zurschaustellung



Bild1: Loft als Kombination von Wohnung und Atelier.

Quelle: Das Magazin. Beilage zum Tagesanzeiger, Nr. 5, 03.–10.02.2001: Hausbesuch, wie wir wohnen. Ein Sonderheft. www.dasmagazin.ch.

Fotograf: Oliver Lang, www.oliverlang.ch.

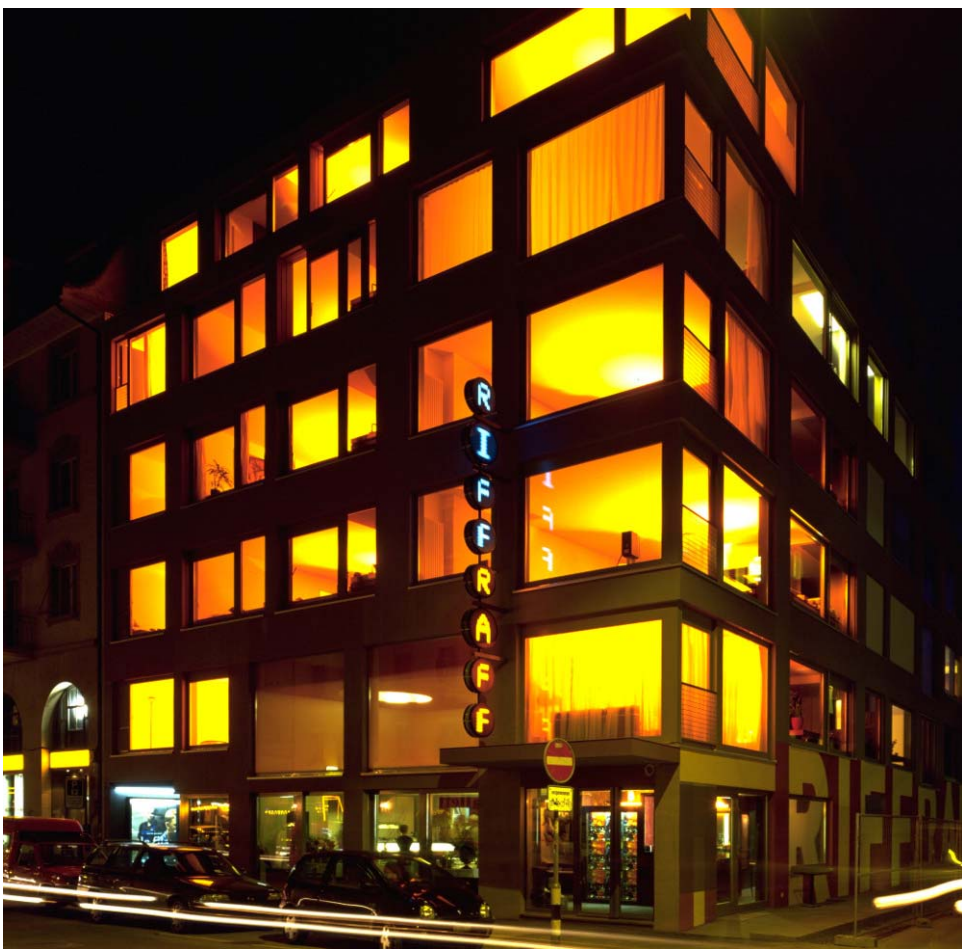


Bild 2: Zelebrieren von Lifestyle im Trendquartier.

Kino RiffRaff und Wohnungen, Neugasse, Zürich. Architekturbüros Meili/Peter (Zürich, www.meilipeter.ch) und Staufer & Hasler (Frauenfeld, www.staufer-hasler.ch).

Fotograf: Heinrich Helfenstein, Zürich.



Bild 3: Wohnen auf Zeit im Apartment-Hotel.
Quelle: Hotel Greulich, Zürich: www.greulich.ch.
Umbau Architekturbüro Romero/Schaeffle 2003 (keine eigene Homepage).
Fotografin: Claire Morin, WEISSWERT \ visual design.

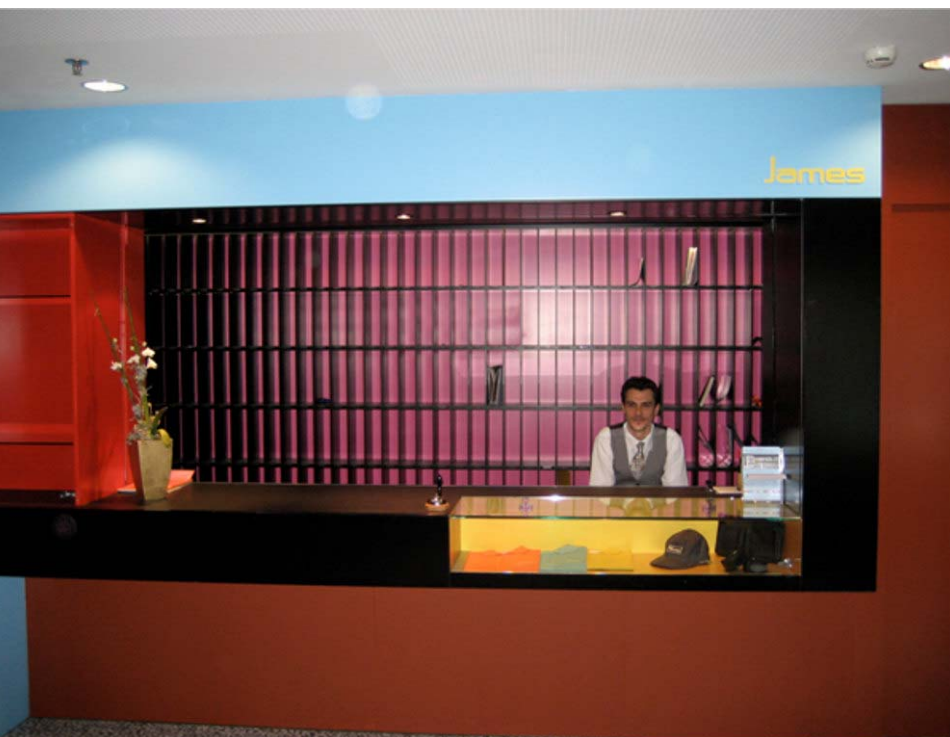


Bild 4: Wohnen mit Lobby und Concierge-Service.
Quelle: eigenes Foto. James, wohnen mit Service, Zürich 2007: www.james.ch.
Patrick Gmür Architekten, Zürich, heute: www.gmuergeschwentner.ch.

des (ehemals) privaten Lebens in der Öffentlichkeit, wie es am Beispiel der Mobiltelefonie seit längerem deutlich wurde, nun auch über das Wohnen mit Einblick.

3. Erhöhung der Wohnmobilität

Der Traum vom Eigenheim im Grünen, das ganz auf die Bedürfnisse der Familie zugeschnitten

ein Leben lang halten soll, ist ein Auslaufmodell. Durch die Flexibilisierung von Lebensformen und Erwerbsbiographien steigt die Attraktivität von Wohnformen, die provisorischen oder Durchgangscharakter haben und einen kurzzeitigen Aufenthalt erlauben, ohne deswegen ungemütlich oder unwohnlich zu sein. Das Bild zeigt ein Beispiel für beruflich bedingtes temporäres Wohnen in einem Zürcher Designhotel mit so genannten „long stay Apartments“. Auch wer nicht ganz so mobil ist und sich einen festen Wohnsitz sucht, wechselt heute kurzzeitiger die Wohnumgebung, als es noch vor einigen Jahrzehnten der Fall war. Eine Anforderung an neue Wohnumgebung besteht deswegen darin, niedrigschwellig Kontakte mit Nachbarn und dem sozialen Umfeld zu ermöglichen.

4. Neue Funktionalitäten

Während ein zentrales Ziel des funktionalistischen Massenwohnungsbaus der 1920er Jahre darin bestand, der Knappheit an verfügbarem Wohnraum einen ästhetischen Mehrwert abzurufen, ist heute für eine Elite gut qualifizierter urbaner Menschen nicht mehr der Wohnraum, sondern die Zeit eine knappe Ressource. Funktionaler Wohnungsbau für diese Bevölkerungsgruppe verlangt die möglichst effektive Koordination beruflich, familiär und individuell genutzter Zeiten. Die im Bild dargestellte Wohnüberbauung „James“ in Zürich bietet ein Wohnen mit Butler. Über den Concierge-Service hinaus zeichnet sich „James“ durch eine Vielzahl verschiedener Grundrisse aus: Die 283 Wohnungen weisen 55 Grundrissvarianten auf für unterschiedliche Wohnformen vom Singleloftwohnen bis zur studentischen Wohngemeinschaft.

5. Wohnungsbau für spezifische Bevölkerungsgruppen

Ein Thema, das den Wohnungsbau schon heute beschäftigt und in Zukunft noch viel stärker beschäftigen wird, sind Wohnungen für spezifische Bevölkerungsgruppen. Insbesondere das Wohnen in der zweiten Lebenshälfte rückt mit zunehmendem Altersdurchschnitt westlicher Gesellschaften ins Zentrum. Das im Bild dargestellte Beispiel steht für die traditionelle Lebensform familiären Wohnens, die im urbanen

Kontext ebenfalls neu konzipiert wird: Die citynahe Siedlung Brunnenhof für kinderreiche Familien in Zürich hat einen hervorragenden Anschluss an den öffentlichen Verkehr und bietet Kinderbetreuungsinstitutionen, kurze Distanzen zum nächsten Schulhaus und Anschluss an ein multifunktionales Gemeinschaftszentrum. Mit ihrer Lage und den zusätzlichen Angeboten erleichtert sie doppelt berufstätigen Paaren mit Kindern die Vereinbarkeit von Berufs- und Familienleben. Die Grundrisse mit einer hohen

Anzahl abschließbarer Zimmer ermöglichen es, zu Hause einen Arbeitsplatz einzurichten.

Dieses letzte Beispiel macht deutlich: Auch Familienwohnen muss in einer urbanen Gesellschaft neu überdacht werden – und zwar im doppelten Wort-sinn! ■

Dieser Beitrag wurde erstmals veröffentlicht in: Miele, Zeit _ Raum _ Leben. 2010, 24–29 (vgl. http://www.miele-architecture.com/international/de/project_business/publikationen.aspx).

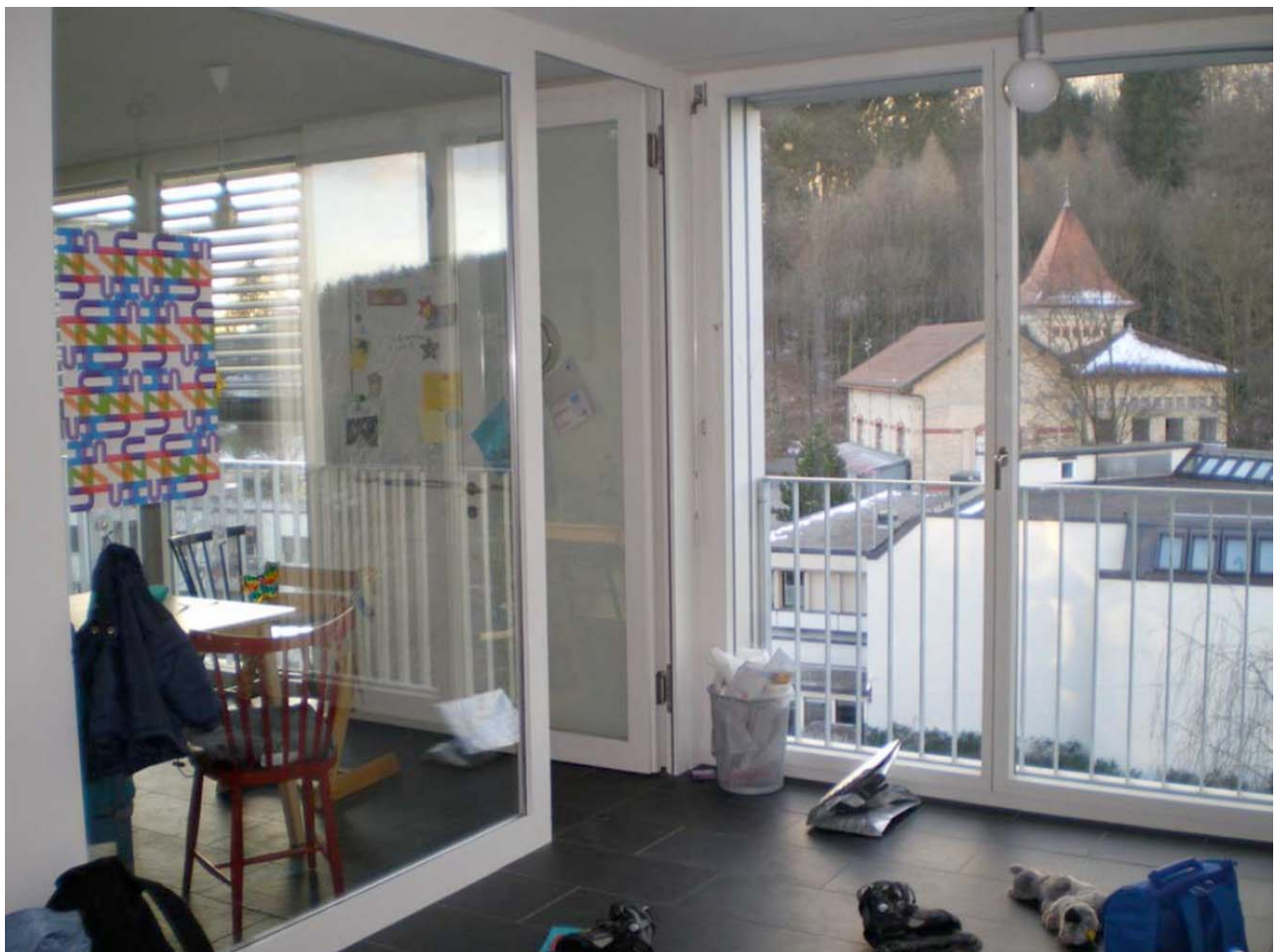


Bild 5: Urbanes Wohnen für kinderreiche Familien.

Quelle: eigenes Foto. Siedlung Brunnenhof der Stiftung Wohnungen für kinderreiche Familien, Zürich 2007. Gigon/Guyer Architekten, Zürich: www.gigon-guyer.ch.

Distanz überwinden – Nähe herstellen

Social Media und missionarische Pastoral

Jürgen Pelzer

Bei keinem anderen Thema ist die Unzeitigkeit in der Kirche so groß: Social Media spaltet die Kirche. Von Protestrufen bis hin zu Lobeshymnen auf die Funktionalität von Facebook & Co.: Was für den einen unentbehrliches Arbeitsinstrument ist, scheint für manch anderen ein Ausverkauf kirchlicher Wertvorstellungen zu sein. Es ist Bewegung im Internet, vor allem in den sozialen Netzwerken, und in der Debatte um dessen pastorale Nutzung – eine Analyse.

Facebook bewegt bestimmte Milieus

Bewegung ist reichlich im Social Web, also in den kommunikativen Anwendungen des Internets, die sich durch nutzer-generierte Inhalte, Kommentarfunktionen und Austauschmöglichkeiten auszeichnen. Vor allem soziale Netzwerke sind Dienste, die sich großer Relevanz und Beliebtheit gerade bei der Zielgruppe der unter 30-Jährigen erfreuen. Besonders aktiv: der Platzhirsch Facebook. In einem rasanten Tempo hat er den Markt der sozialen Netzwerke in Deutschland aufgeräumt. Von gerade einmal 6 % Marktanteil an den sozialen Netzwerken in Deutschland zum Herbst 2007 ist Facebook bis Ende 2011 auf knapp 80 % gestiegen. Alle anderen Netzwerke sind von den Nutzungszahlen her regelrecht eingebrochen. Wie ein Elefant im Porzellanladen wirkt Facebook aber auf viele Nutzer hinsichtlich seiner Datenschutzbestimmungen und seines Umgangs mit Nutzer-versprechen. Jüngst hat Facebook die Chronik (eine neue Darstel-

lung des Profils) zwangseingeführt und damit sein Versprechen gebrochen, es würde dem Nutzer die Entscheidung überlassen. Auch den Datenschutz nimmt Facebook nicht ernst – denn die Daten und deren Verwertung behält sich Facebook nahezu komplett vor. Die Nutzungsrechte, die man Facebook an den Inhalten einräumt, sind enorm. Gerade in kirchlichen Kreisen regt sich Widerstand bis hin zu Austritten. Ist das repräsentativ? Wird Facebook dadurch uninteressant?

Privatheit und Datenschutz als Werte der „alten Milieus“

Abgesehen von der in den Medien wenig beachteten Grund-satzfrage, dass nahezu alle Dienste (auch Google) als kostenlose Modelle mit den Nutzerdaten Geld verdienen, ist es gerade bezogen auf Facebook eine Milieufrage: Diese Aussage erklärt sich vor dem Wertehintergrund. Schaut man sich an, wie Facebook in Bezug auf die Sinus-Milieus genutzt wird, erkennt man deutlich: Die klassischen kirchlichen

Milieus der Traditionellen (4 %), der Bürgerlichen Mitte (13 %), der konservativ Etablierten (25 %), der Sozialökologischen (24 %) nutzen wenig Facebook. Gerade aus dem Milieu der Sozialökologischen (vormals Postmaterielle) resultie-

Jürgen Pelzer ist seit 5 Jahren Internet&Web-2.0-Berater und -Trainer für kirchliche Einrichtungen im Kompetenzzentrum Internet. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Prof. Dr. Bernd Trocholepczy an der Professur für Religionspädagogik und Medientdidaktik/Uni Frankfurt.



ren die meisten Facebook-Austritte. Dies liegt daran, dass deren Wertekanon sich nicht vereinbaren lässt mit einem Unternehmen, das so dezidiert aus den Nutzerdaten Umsatz generiert und die Privatheit gleichsam zu barer Münze macht. Ein solches System zu unterstützen, das rein nach Gewinnmaximierung auf Grund-

lage der Nutzer trachtet, ist gegen die Lebenseinstellung. Da sehr viele kirchlich Aktive in diesem Milieu verortet sind, erklärt sich auch die Beobachtung, dass in Kirchenkreisen Facebook insgesamt sehr kritisch gesehen wird. Andere Milieus wie das der Performer (42 %), Adaptiv-Pragmatischen (43 %) und Expeditiven (65 %) nutzen Facebook wesentlich häufiger. Die oftmals anzutreffende Einstellung: Es ist ein klarer Deal, auf den man sich einlässt: Daten gegen Nutzung – und man kann ja immer noch bestimmen, was man an Daten preisgibt. Der Mehrwert der Nutzung – Kontakte halten, sich austauschen, etwas von anderen miterleben, Anregungen bekommen, andere Lebensstile sehen, Grenzen der normalen Kommunikation überwinden und auch die andere Person besser kennenlernen – trifft sich mit der diesen Milieus eigenen Wertebasis von Machen und Erleben sowie Grenzen-Überwinden. Von daher zeigt sich auf Grundlage der Ende 2011 vom Sinus-Institut durchgeführten Nutzungserhebung von Facebook auf Grundlage der Sinus-Milieus ein detailliertes Bild der aktuellen Lage, welches die Bewegungen und Abwanderungen plausibel macht.

Konnektivität als Kernwert der „jungen Milieus“

Noch eine weitere Wertekollision macht deutlich, warum viele kirchlich Engagierte Facebook kritisch gegenüberstehen: Es ist die Frage nach der Relevanz. In dieser Argumentation wird zwar eingestanden, dass in Facebook viel Bewegung wahrzunehmen sei, aber die Relevanz der Inhalte fehle – ein Rauschen im Blätterwald. Welchen Stellenwert haben die Informationen, die der Nutzer

über Facebook erhält? Hierbei fällt auf, dass vor allem das Milieu der konservativ Etablierten und der bürgerlichen Mitte eine Definition von Information haben, die sich stark von dem journalistischen Ideal eines recherchierten Hintergrundwissens her speist. Eine Information ist dann besonders solide, wenn Sie möglichst tief recherchiert und verifiziert ist. Mit dieser milieubedingten Definition von Information bleibt bei einem Blick auf Facebook kaum noch relevante Information übrig. Die Updates und Posts scheinen einem Meer von Belanglosigkeiten zu ähneln. Setzen wir zum Vergleich die Relevanzbrille der Expeditiven und Performer auf: Hier zählt das Beziehungsnetzwerk – Kontakte und Einblicke und Austausch mit anderen zählen sehr viel: Es wird schnell deutlich, dass die Posts und Updates auf Facebook mit dieser Brille viel eindeutiger und häufiger als relevante Informationen einzustufen sind. So zeigt sich auch hier die milieuspezifische Bewertung von Facebook auf dem Hintergrund der Wertedefinition von relevanter Information: Solidität der Posts bei den „alten Milieus“ versus Konnektivität der Posts bei den „jungen Milieus“.

Einwanderer oder Ureinwohner?

Neben den Sinusmilieus machte bereits Anfang 2001 Marc Prensky darauf aufmerksam, dass das Jahr 1980 ein entscheidendes Wendedatum markiert. Die nach 1980 Geborenen wachsen ganz selbstverständlich mit dem Internet auf. Deshalb ist für diese Generation ein Leben ohne Partner (46 %) eher vorstellbar als ein Leben ohne Internet (74 %) (vgl. Bitkom Studie Netzgesellschaft).

Das Internet gehört selbstverständlich zum Weltzugang, zum Identitätsmanagement und zum Beziehungsmanagement dazu (Studie „Heranwachsen mit dem Social Web“). Vor allem die sozialen Netzwerke dienen zur Durchführung der letzten beiden Aufgaben. Wie der junge polnische Dichter Piotr Czerski (geb. 1981) jüngst in dem Zeit-Artikel „Wir, die Netzkinder“ passend schrieb: „Für uns ist das Internet keine externe Erweiterung unserer Wirklichkeit, sondern ein Teil von ihr: eine unsichtbare, aber jederzeit präsente Schicht, die mit der körperlichen Umgebung verflochten ist.“ Das Internet ist Teil der eigenen erfahrbaren Wirklichkeit. Von Generation Golf über Generation X lassen sich in den letzten Jahren über zehn populäre Generationsbezeichnungen finden, die an verschiedenen Attributen der neuen Generation verortet wurden. Keine war so treffend wie Marc Prenskys Einteilung in die Digital Natives (die nach 1980 Geborenen) und die Digital Immigrants (die vor 1980 Geborenen). Und es wird den meisten Immigrants auch immer verwehrt sein, das Lebensgefühl zu erleben, in welchem die Netzwirklichkeit einen großen Teil des Weltzugangs beeinflusst. Ebenso wie es einem Vertreter der bürgerlichen Mitte verwehrt sein wird zu erleben, wie ein Expeditiver es genießt, Grenzen zu überschreiten, denn für den einen ist die Grenze Schutz, für den anderen eine Schwelle zu neuen Erfahrungen. Das äußert sich konkret bis hin zu der Frage, wie pastorale Treffen, Gruppenstunden etc. vor Ort zu gestalten sind. Aus allen Bereichen der pastoralen Arbeit hört man, dass gerade Jugendliche scheinbar „immer in zwei Welten präsent sind“. Stän-

diger Kontakt mit der Netzwerkllichkeit über mobile internetfähige Handys verändert die Qualität der Realpräsenz. Ein neues Feld für Pastoral: Kann man diese neue Ebene der Online-Konnektivität einbauen? Soll man ein Gegenmodell fahren – eine Synthese aus beidem? Die Fragen werden zurzeit kontrovers diskutiert.

In dieser Gemengelage erfreuen sich nun die Social Media Tools, allen voran Facebook (soziale Netzwerke), großer Beliebtheit, besonders bei bestimmten Milieus. E-Mail-Nutzung geht vor allem bei den Jugendlichen zurück, da Facebook zunehmend die Funktionen (Chat, Nachrichtendienst etc.) implementiert. Die Unzeitigkeit in der kirchlichen Nutzung und Einstellung resultiert also aus den verschiedenen Grundwerten der Milieus und aus dem Generationswechsel der Digital Immigrants zu den kommenden Natives.

Änderung des Denkmusters

Will Pastoral missionarisch sein in diesen Medien, dann zeigt sich, dass sie vor allem berücksichtigen muss, wen sie hauptsächlich über welchen Kanal erreicht – und worin ihre Mission liegt. Facebook wird oft genutzt als weiterer Distributionskanal für Inhalte, die auch schon auf der Webseite stehen: unpersönliche, nicht authentifizierte Informationen. Das trifft aber nicht die Erwartungen der Netzwerknutzer und Digital Natives, gerade vor dem Milieuhintergrund. Diese erwarten vielmehr Beziehungsmanagement, auch Partizipation. Pastorale Mitarbeiter stehen vor einem Rollenwechsel: vom Anbieter, vom Experten zum Unterstützer. „Change Agent“ ist ein Begriff für diesen Wechsel in der Rolle der Mitarbeiter: schauen, wo etwas

Neues entsteht, und andere unterstützen, Resonanzgruppen aufbauen und dann in die Eigenverantwortlichkeit führen. Soziale Netzwerke bieten dafür ein Tool, es muss verbunden werden mit weiteren. In der Sprache des Social Media Managements begegnet dafür der Begriff der Markenvorkünder, die in den sozialen Netzwerken aufgrund ihres persönlichen Eintretens für eine Marke als glaubwürdige Zeugen im Bekanntenkreis angesehen werden. Virales Marketing ist das Schlüsselwort. Im Englischen nennt man diese Verkünder auch Brandvangelisten – die Anspielung auf theologische Dimensionen liegt auf der Hand. Diese zu finden, zu inspirieren, das ist Aufgabe der Change Agents. In einem Pastoralkonzept können die sozialen Netzwerke wie Facebook einen wichtigen Baustein darstellen, freilich sind sie nicht der Schlüssel für eine gute Pastoral.

Anwendungen in der Nische

Sicher, das Netz ist groß und hat viele Gesichter. Eine Fokussierung auf soziale Netzwerke lohnt aber für eine missionarische Pastoral, denn hier treffen sich interessante Milieus, hier tauscht sich eine ganze Generation aus – ob das so bleibt, wird sich zeigen. Momentan geht der Trend eher wieder abwärts, ein stabiles Nutzungsszenario wird sich noch einpendeln – eine Spezialisierung zeigt sich bereits jetzt. Gewisse Dienste, wie etwa Second Life oder Twitter, die ein großes Medienecho fanden, haben mittlerweile auch ihre Nische in der Nutzung gefunden. Gerade in Bezug auf Twitter lässt sich festhalten: Nische meint hier keineswegs Irrelevanz. Diese Tools können in einem gewissen Rah-

men sehr wirkungsvoll und effektiv sein – ein Nischendasein führen Sie aber, weil die Nutzerzahlen in Deutschland sehr gering sind und für Twitter bei ca. 4 % und für Second Life bei ca. 1 % liegen (ARD-ZDF Online Studie).

Neueste Entwicklungen

Der Trend in der jungen katholischen Internetnutzerschaft geht langsam zum kollaborativen Arbeiten. Mit Etherpads, das sind einfach zu bearbeitende Textseiten im Internet, die zeitgleich von mehreren Autoren bearbeitet werden können, stehen neue technische Möglichkeiten zur Verfügung. Neue Dienste wie <http://substance.io> bieten bereits die Möglichkeit, ganze Dokumente kollaborativ zu erstellen. Das Internet wird zusehends erwachsen und kehrt zu seinen Ursprüngen als Arbeitsinstrument zurück. Diese Funktionalitäten zum Co-Working werden auch in kirchlichen Kreisen immer größere Bedeutung erhalten. Das liegt zum einen daran, dass eine Generation langsam an die Entscheiderpositionen drängt, die selbstverständlich mit den Werten der Konnektivität und Kollaboration über Social Media groß geworden ist, zum anderen aber auch daran, dass die gesellschaftliche Entwicklung (Sinus) und die räumliche Entwicklung der Territorialeinheiten eine internetgestützte Arbeitsweise notwendig machen. Die Social Media sind mit acht Jahren noch jung. Wenn Sie von Facebook nicht abgeschreckt sind: Auf der Seite Kirche im Web 2.0 in Facebook tauschen sich engagierte Haupt- und Ehrenamtliche über die aktuelle Entwicklung aus. Schauen Sie doch einmal vorbei und klinken Sie sich ein. ■

Was mich als Christin bewegt

Irmgard Neuß

Missionarischer Pastoral geht es um den Glauben.

Doch: Was bedeutet Christinnen und Christen dieser Glaube?

In dieser Rubrik lassen wir ganz unterschiedliche Menschen zu Wort kommen.

Warum sind Sie Christ?

Weil ich immer wieder versuche Menschlichkeit, Gesellschaftlichkeit und Religiosität von Christus her zu leben. Dabei steht für mich die Würde des Menschen im Mittelpunkt.

Was ist Ihnen in Ihrem Glauben am wichtigsten?

Vertrauen, Sicherheit, Überzeugung, Zuverlässigkeit, Zuversicht, Gemeinschaft, Gerechtigkeit und Hoffnung.

Wie zeigt sich in Ihrem Leben, dass Sie Christ sind?

Ich versuche in meinem Alltag mitzuwirken, dass ich als Christ Menschen offen begegne und es mir gelingt, die „Menschenfreundlichkeit Gottes in Wort und Tat“ mit umzusetzen.

Was möchten Sie der Kirche in der heutigen Situation sagen?

Kirche heute sollte sich stärker an den Erfahrungen, Bedürfnissen, Kompetenzen und Fähigkeiten des einzelnen Menschen orientieren. „Der Mensch steht im Mittelpunkt!“ Kirche muss in allen Zusammenhängen konsequenter vom individuellen Menschen, vom Einzelnen her gedacht und in ihren Strukturen weiter entwickelt werden:

Wir brauchen (neue) Orte in unseren Kirchengemeinden und neuen pastoralen Räumen, an denen alle Generationen ihren Platz haben und sich wie selbstverständlich im Alltag begegnen und neue soziale Kontakte knüpfen. Es geht dabei um ein gleichberechtigtes und partnerschaftliches Miteinander von Menschen, die ihre Alltags-, Familien- und Berufskompetenzen mit einbringen können. Neue Modelle z. B. von Intergenerativen Zentren könnten wegweisend sein.

Wir brauchen eine neue Kultur des Ehrenamtes, die sich nicht einseitig an Aufgaben orientiert, die zu erledigen sind, sondern sich an den Fähigkeiten, Möglichkeiten und Charismen freiwillig Engagierter orientiert.

Wir brauchen neue Formen der Kooperation der Kirche im Sozialraum, um eine Vernetzung verschiedenster Orte kirchlichen Lebens incl. ihrer Einrichtungen, Vereine und Verbände für eine „neue Pastoral vor Ort“ zu ermöglichen.



Irmgard Neuß, Diplom-Sozialpädagogin, Fundraiserin (FA), Leiterin der Kath. Familienbildungsstätte – Mehrgenerationenhaus Dülmen/Westfalen

Leitungsteammitglied der Kath. Bundesarbeitsgemeinschaft für Einrichtungen der Familienbildung, Düsseldorf, Mitglied des Runden Tisches Familie der Deutschen Bischofskonferenz und des ZdK

www.fbs-duelmen.de
www.igz-duelmen.de
www.familienbildung-deutschland.de
www.kirche-findet-stadt.de

Heilige Frauen im Stadtbild

Julia Krebel

Ungewöhnliche Begegnungen auf Plätzen und Straßen in Münster: Dort konnte man mit den Mystikerinnen Mechtild von Magdeburg, Teresa von Avila und Edith Stein ins Gespräch kommen. Ein missionarisches Projekt der Frauenseelsorge.

Das Projekt „Heilige Frauen im Stadtbild“ war Bestandteil der Veranstaltungsreihe „Entdeckungstour für die Seele – Frauen erleben Spiritualität“. Initiiert haben es die Bischöfliche Frauenkommission und das Referat Frauenseelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster, Kooperationspartner waren die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) in Münster (kfd-Stadtfrauen) und das „Haus der Familie“ in Münster.

Ziel war die Verlebendigung weiblicher Spiritualität im Alltag der Stadt und von Passantinnen durch ein Straßentheater mit Mechtild von Magdeburg, Teresa von Avila und Edith Stein. Diese drei Mystikerinnen aus dem 14. bis 20. Jahrhundert sind in ihrer Sprache und Lebensform vielen Frauen von heute fremd, doch ihr Glaube und die Art, wie sie diesem Glauben Ausdruck verliehen haben, kann für Christinnen heute Wegweiser sein. Daher sollte ihnen Stimme und Gestalt gegeben und ein Kontakt ermöglicht werden, der in dieser Intensivität und Nähe ungewöhnlich ist.

Dargestellt von Schauspielerinnen erzählten die drei Heiligen ihre Lebensgeschichten und von ihren Gottese Erfahrungen und legten damit Zeugnis von ihrem Glauben als Frauen ihrer Zeit ab. Die Möglichkeit eines „persönli-

chen Austausches“ mit diesen Frauen war außergewöhnlich und berührend. Durch den Ort und die Form sollte dieses Angebot niedrigschwellig sein und ebenso kirchennahe wie kirchenferne Frauen ansprechen.

In Kooperation mit der Arbeitsstelle Feministische Theologie und Genderforschung der Universität Münster fand im Vorfeld des Straßentheaters ein Seminar zu den drei heiligen Frauen statt. Im Wintersemester 2010/11 erarbeiteten hier Studierende gemeinsam mit den Schauspielerinnen den Hintergrund der heiligen Frauen und formulierten mögliche Texte und Inhalte. Danach konnten die Schauspielerinnen in der persönlichen Auseinandersetzung ihr je eigenes Skript erarbeiten.

Neben der bereits beschriebenen Absicht, eine Verlebendigung weiblicher Spiritualität im Alltag der Stadt und der Passantinnen zu erreichen, ging es vor allem darum, heiligen Frauen Stimme und Gestalt geben, ein Zeugnis vom Glauben der Frauen als Frauen ihrer Zeit zu geben, einen Austausch und Berührung im Glauben zu ermöglichen, starke und kritische Frauen vorzustellen und dabei auch kirchennahe wie kirchenferne Frauen anzusprechen.

Konkret geschah folgendes: Am Samstag, 2. April 2011 hielten

sich drei Schauspielerinnen, gekleidet als Mechtild von Magdeburg, als Teresa von Avila und als Edith Stein (Miriam Leidinger, Silvia Steinberg und Ulrike Kinbach) in der Stadt auf. Sie suchten verschiedene Orte auf, an denen viele Menschen unterwegs waren (z. B. Wochenmarkt). Die drei Frauen waren allein unterwegs, trafen aber auch zusammen und führten Gespräche miteinander.

Kontakt:

Bischöfliches Generalvikariat
Hauptabteilung Seelsorge
Referat Frauenseelsorge
Rosenstraße 16
48143 Münster
Tel: 0251/495570
E-Mail: frauen@bistum-muenster.de
Internet: www.bistum-muenster.de/frauen

Einen kleinen Einblick bietet auch folgendes Video:
http://tv.kirchensite.de/media/dialog_videos/2011/11-013/Frauen2.html

Sie hielten vorbereitete Ansprachen, kamen aber auch spontan ins Gespräch mit Passantinnen und Passanten. Sie wurden begleitet von Ehrenamtlichen, die den Rahmen dieser ungewöhnlichen Erscheinung aufklären konnten und ein Infoblatt verteilten. Die besondere Spiritualität dieser heiligen Frauen wurde, auch wenn es sich um kurze Kontakte handelte, sehr lebendig.

Ihre Ansichten zu Gott, zum Glauben und zur Kirche wurden hörbar und bekamen durch die Schauspielerinnen eine konkrete Gestalt. Die Verkleidung, die Sprache und Originalzitate oder Gebete unterstrichen die Wirkung. Der persönliche Austausch kam meist schnell und unkompliziert zustande. Aber auch für viele Zuschauerinnen und Zuschauer war es ein spirituelles Erlebnis der besonderen Art. Die zentralen Orte (Domplatz/Marktplatz und Überwasserkirchplatz) stellten sich als sehr passende Plätze heraus. Die Begleitung der Schauspielerinnen durch Freiwillige war gelungen und unverzichtbar.

Auf Dr. Aurica Nutt hat die Aufführung großen Eindruck

gemacht. Obwohl sie stark in die Vorbereitung involviert war, entfaltete die Darstellung der heiligen Frauen durch die Schauspielerinnen mitten in der Stadt auf sie eine unerwartet große spirituelle Kraft. Die Wirkung des Projekts auf ZuschauerInnen wurde auf Evaluationskarten abgefragt, die ähnliche Erfahrungen dokumentieren.

Wichtig erscheint es abschließend zu betonen, dass eine solche Inszenierung für die Schauspielerinnen eine sehr gute Auseinandersetzung mit der jeweiligen Frau voraussetzt. Die Arbeit der Studierenden hat hierfür einen wichtigen Beitrag geleistet. Auch waren die Begleitgruppen um die Schauspielerinnen herum unverzichtbar; sie sollten nicht zu klein

sein. Sie informierten und ermutigten Passantinnen und Passanten, auf die Frauen zuzugehen. Von Bedeutung war es auch, im Vorhinein mit den Schauspielerinnen die genauen Anforderungen zu klären: Es geht hier nicht darum, Texte zu lernen und vorzutragen, sondern die Schauspielerinnen müssen weitaus mehr leisten. Sie müssen sich gut in die jeweilige Frau hineinversetzen, improvisieren und auf Menschen spontan zugehen können. ■

Julia Krebel ist Mitglied der Steuerungsgruppe und Hauptverantwortliche für das Projekt „Heilige Frauen im Stadtbild“.



Repräsentativerhebung des Sinus-Instituts zu „Einstellungen zu Religion und Kirche 2011“

Tobias Kläden

Im Oktober 2011 führte das Sinus-Institut eine repräsentative Umfrage unter 2.000 Personen der deutschsprachigen Wohnbevölkerung ab 14 Jahren zu Einstellungen zu Religion und Kirche durch. Einige Ergebnisse werden vom Geschäftsführer von Sinus, Bodo Flaig, in der letzten Ausgabe 2011 von „Christ und Welt“ präsentiert (Link hier; die ausführlichen Ergebnisse können beim Sinus-Institut im Rahmen des „Kompakt-Infopakets für den kirchlichen Bereich“ bezogen werden). Dass die beiden großen deutschen Kirchen seit Jahrzehnten konstant Mitglieder verlieren, ist bekannt. Je nach Perspektive kann man auf den stetigen Prozess der Entkonfessionalisierung schauen, der auf Phänomenen der Säkularisierung, aber auch auf dem demographischen Wandel beruht – oder darauf, dass das Glas immer noch mehr als halb voll ist: In fast allen Milieus ist noch eine Mehrheit von (zumindest in formaler Hinsicht) Christen zu finden. Interessant sind jedoch die Differenzierungen zwischen den sozialen Milieus: So ist z. B. in den Milieus der „Prekären“ und der „Hedonisten“ die Mehrheit konfessionslos (52 bzw. 56 %).

Weitere Aufschlüsse gibt die Unterscheidung der verschiedenen Einstellungen zu Religion und Kirche: Nur 9 % bezeichnen sich als ihrer Kirche oder Religionsgemeinschaft eng verbunden; der Schwerpunkt dieser Einstellung liegt in den Milieus der „Traditionellen“, der „Konservativ-Etablierten“ und der „Bürgerlichen Mitte“ – aber auch hier nur in relativ geringen Prozentzahlen (22, 15 bzw. 12 %). Etwa ein Viertel der Befragten (24 %) befindet sich in einer kritischen Verbundenheit zu seiner Religionsgemeinschaft, wobei der Schwerpunkt wieder bei den drei eben genannten Milieus liegt. Die insgesamt höchste Zustimmung findet mit 28 % die Einstellung „Der Glaube sagt mir nichts; ich brauche keine Religion“; hier sind die „Prekären“ (50 %), die „Hedonisten“ (45 %) und die „Expeditiven“ (37 %) am stärksten vertreten. Schließlich bezeichnen sich 15 % als distanzierte Angehörige einer Religionsgemeinschaft, 9 % können oder wollen keine Angabe machen, 7 % leben eine individuelle Religiosität, 5 % sind sich unsicher und 3 % bezeichnen sich als religiös, fühlen sich aber nicht als Christ.

Befragt nach ihrer Bereitschaft, aus der Kirche auszutreten, ant-

worten etwa zwei Drittel (64 %) mit „nein, nie“; etwa ein Fünftel (22 %) gibt an, zwar manchmal an Austritt zu denken, wahrscheinlich aber nicht auszutreten; 11 % denken an Austritt, sind aber noch unentschlossen, und 2 % sind zum Austritt entschlossen. Nimmt man die letzten beiden Kategorien zusammen, ergibt sich für die beiden großen Kirchen ein „Austrittspotenzial“ von etwa fünfeinhalb Millionen Menschen.

Flaig resümiert: „Zwar gilt: Je jünger ein Milieu ist, je unterschiedlicher es ist, oder je moderner seine Grundorientierung ist, desto weniger Chancen haben die derzeitigen Angebote der Amtskirchen. Aber auch die Akzeptanz in den anderen Milieus ist mangelhaft, und auch hier besteht heute die Notwendigkeit zur inneren Mission.“ Es bleibt also die Herausforderung für eine milieusensible Pastoral, an die konkreten Alltags- und Lebensbezüge der Menschen anzuknüpfen, Milieuverengungen aufzubrechen und milieuspezifische Hürden abzubauen. Zu entdecken wäre, wie Gott auch in den Milieus lebendig ist, die nicht zum engeren Kern der Kirchenverbundenen gehören. ■

Rezensionen

Norbert Scholl, Religiös ohne Gott. Warum wir heute anders glauben. Darmstadt: Lambert Schneider 2010. ISBN: 978-3-650-23590-9. 174 Seiten, € 19,90.

Angesichts der „merkwürdigen Diskrepanz in unserer Gesellschaft“, den einerseits rückläufigen Zahlen der Gottesdienstbesucher und der andererseits weit verbreiteten Religiosität ohne Gott, erscheint es dem Autor „angebracht, den Ursachen dafür etwas intensiver nachzuspüren“ (7).

Dies tut er in insgesamt sechs teils situationsbeschreibenden, teils analysierenden Kapiteln:

Nach elf kleinen „skizzierten Beschreibungsversuchen“ (21) zu „Religion und Religiosität“ widmet er sich dem Ursachenkomplex der schwindenden Akzeptanz tradierter religiöser Ausdrucksformen wie abgehobener Sondersprache, steriler Kulturhandlungen und problematischer Gottesvorstellungen (22–33). Anschließend nimmt er das Phänomen der „modernen ‚Patchwork-Religion‘“ als individuelle Zusammenstellung diverser religiöser bzw. religionsähnlicher Elemente und Angebote (wie Aberglaube, Buddhismus, Wellness, Esoterik) nach eigenen Bedürfnissen in den Blick (34–55). In der Betrachtung von „moderner Kunst und der Erfahrung von Transzendenz“ macht er sodann Suchbewegungen aus, die über das „alltäglich Sichtbare oder Bewusste hinausdringen“ (56). Eine eigene Entwicklungsstufe/

-phase religiösen Verhaltens in den gesamtgesellschaftlichen Konzentrationsbemühungen auf Lebenssinn und -mitte hin sieht der Autor im Erleben von Grunderfahrungen und Praktizieren von Grundhaltungen: In-sich-Gehen, Begegnung mit dem Geheimnis der Natur, Transzendenz-Erfahrungen (92–130). Schließlich identifiziert er die „Suche nach einem neuen Gottesbild“ als derzeit letzte Station auf den „Wegen zur Mitte“ (131–156): Dabei kommt er vom biblischen „Du sollst dir kein Bild machen“ (133) über die Erfahrung der „Gotteskrise als Chance der Erneuerung“ (136) zur Feststellung, dass heutzutage meist nicht-personale Gottesbilder bevorzugt werden; man sieht in Gott eher die „Grundvoraussetzung der Welt und aller Entwicklung“ (143) und dass „alles Seiende in Gott einbegriffen“ (149) ist. Die „Neu-Gottesbildsuche“ mündet schließlich in die „Negative Theologie“ der Gegenwart, die Gottes Unfassbarkeit, Unbegreiflichkeit radikal ernst nimmt und für eine Gottesbeziehung frei von jeglicher Ver zweckung plädiert (155).

Ob und inwieweit dies tatsächlich den Schlusspunkt der aktuellen bzw. absehbaren Suchbewegungen, religiös ohne Gott zu leben, bedeuten kann, thematisiert der Autor nicht – und gibt dazu auch keine abschließende Prognose. Wohl aber verdeutlicht er in seinem siebten Kapitel als Zusammenfassung (157 f.) der vorangegangenen Darlegungen thesenartig, was es heißt, religiös

zu sein. Man könnte es so auf den Punkt bringen: einen Fingerzeig auf das „Mehr“ und das „Eigentliche“ des Lebens zu erkennen.

In seinem „Ausblick“ nimmt er nochmals ausdrücklich Bezug auf die mit seinem Buchtitel „Religiös ohne Gott“ gestellte Grundfrage „Gibt es das überhaupt – ‚religiös ohne Gott‘? Kann es das geben?“ Dazu Scholl: „Die Antwort wird unterschiedlich ausfallen. Sie hängt ab von der Vorstellung, die jemand mit ‚religiös‘ oder mit ‚Gott‘ verbindet“ (159). Doch so unverbindlich will Scholl im Letzten doch nicht bleiben, wenn er abschließend quasi bekennt: „[...] habe ich mich selber auf die Suche begeben nach dem ganz Anderen, nach dem tiefsten und eigentlichen Grund [...] Und ich glaube, seine Spuren ‚mitten in der Welt‘ vielerorts entdecken zu können, auch wenn andere meinen, dass Gott hier nicht zu finden sei und dass das alles mit Gott überhaupt nichts zu tun habe. Ich hoffe, mich wirklich auf dem Weg zu der Mitte alles Lebens und alles Seins zu befinden“ (160).

Dieses abschließend sehr persönliche (Glaubens-)Zeugnis des Autors lässt dennoch den Leser im Hinblick auf seine gemäß dem Buchuntertitel „Warum wir heute anders glauben“ so deutlich nach Gründen und Ursachen forschenden Nachfragen ziemlich ratlos: Hatte man nicht zuvor seitenlang beschrieben bekommen, *wie* heute anders geglaubt wird? Sicherlich mag manche der

gelieferten Beschreibungen auch das *Warum* (mit-)erklären, doch zu welchen (wenigstens) zusammenfassenden Thesen wäre Scholl gekommen, hätte er dieselbe Gründlichkeit und Systematik angewandt wie zuvor bei der abschließenden Beantwortung seiner qua Haupttitel gestellten Grundfrage? Da wird man auf die zweite, erweiterte bzw. verbesserte Auflage gespannt sein dürfen.

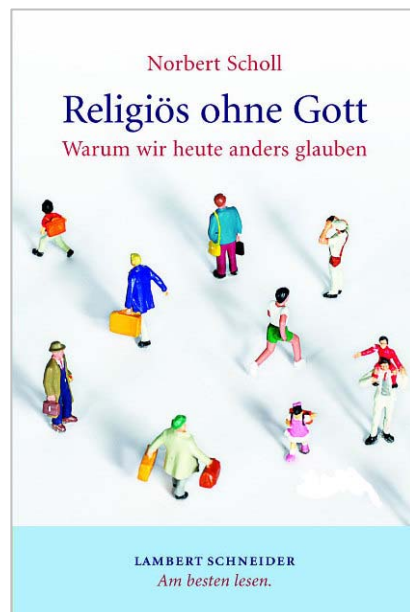
Wer in all den Ausführungen den „kirchenkritischen Scholl“ vermisst, hat wohl unter „Problematische Gottesvorstellungen“ bzw. „Der liebe Gott“ nicht seine „sehr deutliche Anmerkung“ zur Enzyklika Benedikts XVI. „Deus Caritas est / Gott ist die Liebe“ (vom 25.12.2005) zur Kenntnis genommen. „Benedikt geht in seinem Schreiben mit keiner Silbe auf das anstößige, verwirrende Schweigen Gottes ein, von dem auch in der Bibel wiederholt die Rede ist. Er differenziert nicht. Er bringt die dunklen und rätselhaften Erfahrungen, die Menschen mit Gott gemacht haben, nicht zur Sprache. Er stellt nicht die für den Glauben an Gott bedrückendste aller Fragen: ‚Wo war (der liebe) Gott in Auschwitz?‘“ (32). Man kann sich ausrechnen, auf welche vatikanische Wertschätzung solches Aufmerksam-Machen auf einen päpstlichen „Fauxpas“ stößt ...

Dass der inzwischen achtzigjährige Autor – nachträgliche Gratulation noch dem 1931 geborenen und bereits seit 15 Jahren emeritierten Hochschulprofessor! – die gesellschaftlichen Trends und (religiösen) Suchbewegungen der zurückliegenden dreißig bis fünfzig Jahre in diesem zum Herbst 2010 erschienen Titel „anschaulich, lebendig und spannend“ beschrieben hat, bescheinigen ihm durchweg alle eingese-

henen Besprechungen. Er hat offenbar die Gabe, Einzelbeobachtung und Einzelzitat stets im größeren Kontext zu sehen und auch das Einzelbeispiel stets das Ganze erhellend geschickt zu platzieren. Gerade die im vierten Kapitel dargestellten „Suchbewegungen“ erweisen sich als „Fundgrube“ authentischer und signifikanter Quellen und Zitate. Übrigens sind Andeutungen in eingesehenen Rezensionen, der Autor habe auf PH-Niveau argumentiert, völlig daneben. Der Blick in seinen „wissenschaftlichen Apparat“ von 14 Seiten eng gedruckter „Anmerkungen“ (161–174) müsste ebenso vom Gegenteil überzeugen wie die Erscheinungsdaten seiner verarbeiteten Literatur.

Dass Scholls Titel in dem fachtheologisch nicht ganz so bekannten Lambert Schneider Verlag – einem „Imprint der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt“ – erschienen ist, dürfte seiner Öffentlichkeitswirksamkeit weniger Abbruch tun als dessen m. E. nicht ganz so glückliche Covergestaltung: Die darauf verstreuten „zehn bunten Männchen“ – wahrscheinlich der Versuch, die Vereinzelung des Menschen in der heutigen Gesellschaft als (mögliche Grob-)Zusammenfassung des Buchinhaltes zu visualisieren – erinnern spontan eher an eine „Spielebuch-Illustration“ denn an die Ernsthaftigkeit seines Inhalts. Der scheint aber (dennoch) beim „Publikum“ angekommen zu sein; sonst hätte sich „auditorium maximum“ wohl nicht schon ein halbes Jahr nach Erscheinen dazu entschlossen, das Werk im Frühjahr 2011 als Hörbuch-Fassung herauszubringen.

Hans Arnold Ruh



Franz Höllinger / Thomas Tripold, Ganzheitliches Leben. Das holistische Milieu zwischen neuer Spiritualität und postmoderner Wellness-Kultur (Kulturen der Gesellschaft 5). Bielefeld: transcript 2012. ISBN: 978-3-8376-1895-2. 301 Seiten, € 29,80.

Die Literatur zum Thema Esoterik ist sehr umfangreich. Seltener dagegen sind statistische Zahlen dazu. So trägt die vorliegende Studie wesentlich dazu bei, eine Forschungslücke zu schließen. Und obgleich sich die Untersuchung auf Österreich bezieht, geben die Befunde sicherlich auch empirisch fundierte Einblicke für die Situation in Deutschland, ist die Esoterikszene doch vielfältig international vernetzt. Die Autoren – beide tätig am Institut für Soziologie der Karl-Franzens-Universität Graz – sprechen freilich vom „holistischen Milieu“ und meinen damit „die Gesamtheit der alternativen therapeutischen und spirituellen Aktivitäten und die sozialen Kreise, in denen diese ausgeübt werden“ (12).

Vor der eigentlichen Studie führen die Autoren in einem ersten, ausführlichen Teil in das holistische Milieu ein und entwickeln Fragestellungen. U. a. problematisieren sie die Frage nach der Religiosität – oder treffender, wie die Autoren schließlich meinen: Spiritualität – des Milieus, fragen, ob hier noch eine Gegenkultur (wie in der New-Age-Bewegung) vorliegt, thematisieren die Verbindungen zwischen Psychologie und holistischem Denken und wagen sich an eine sozialwissenschaftliche Analyse von Religion, Magie und deren Wirkungen. Weiterhin skizzieren sie in einem

lesenswerten, kompakten Abriss die historische Entwicklung holistischen Denkens von der Romantik bis zur New-Age-Bewegung. Hier wird schon deutlich, dass sich die Autoren des holistischen Milieus wirklich umfassend annehmen wollen.



Grundlage des zweiten Teils des Bandes ist zum einen eine österreichweite repräsentative Befragung, zum anderen eine (soweit als möglich) „Gesamterhebung der Anbieter von ganzheitlichen Lebenshilfen in zwei exemplarisch ausgewählten politischen Bezirken Österreichs“ (105): in der Stadt Klagenfurt und im Bezirk Leoben. Dazu kommen eine

„Oversample-Befragung von Teilnehmern holistischer Gruppenaktivitäten“ (114) sowie telefonische Kurzbefragungen und ausführliche Leitfadenterviews mit einschlägigen Anbietern.

Die Ergebnisse liegen teilweise im Rahmen des Erwartbaren; teilweise zeichnen sie aber vom Milieu ein deutlich anderes Bild als das oft auch in der Fachliteratur gezeichnete. Hier eine Auswahl:

- 56 % der repräsentativ Befragten haben Erfahrung mit mindestens einer holistischen Praxis, 27 % mit drei oder mehr Praktiken. Dabei stecken die Autoren das Feld recht weit ab: Es reicht von Yoga und Meditation über Homöopathie, Familienaufstellung und Akupunktur bis hin zu Reiki, Astrologie und Schamanismus (115). Dabei halten durchgängig Personen mit höherem Bildungsniveau – festgemacht an „mit/ohne Matura“ (Abitur) – deutlich mehr von den Praktiken (117).
- In Verbindung mit anderen Studien schätzen die Autoren: „In Österreich wie auch in anderen hochentwickelten Ländern des Westens nimmt ca. ein Viertel bis ein Drittel der erwachsenen Bevölkerung ab und zu holistische Lebenshilfen in Anspruch. Der Anteil der überzeugten holistischen Akteure, die im Lauf ihres Lebens bewusst immer wieder neue Methoden ausprobieren und diese zum Teil regelmäßig ausüben, ist viel kleiner; er umfasst, je nachdem, wie eng man die Grenzen zieht, ca. 4 % bis 8 % der Erwachsenenpopulation“ (121).
- In einer Typenbildung identifizieren die Autoren neben

einem Viertel Nichtreligiösen, die auch keine Affinität zu holistischen Praktiken haben, einen christlichen Rand und Kern (festgemacht an Gottesdienstbesuch und Holistik-Abstinenz), einen immerhin mehr als halb so großen holistischen Rand und Kern (beide Gottesdienst-abstinent) und eine nicht unerhebliche christlich-holistische Mischgruppe (123). „Beschränkt man den Vergleich jedoch auf das jüngere und mittlere Erwachsenenalter (20 bis 55-Jährige), wo die kirchliche Teilnahme stark rückläufig ist, dann kann man bereits eine deutliche Annäherung der Größenverhältnisse des kirchlichen und des holistischen Milieus feststellen“ (269).

- Eine einheitliche Beurteilung der holistischen Praktiker verbietet sich, da sich zwischen dem holistischen Rand und dem holistischen Kern deutliche Unterschiede zeigen. Die Randgruppe nimmt holistische Lebenshilfen mehr „aus praktischen Gründen und aus Neugier in Anspruch“, identifiziert „sich aber nicht oder nur ansatzweise mit den spirituellen Anliegen und Überzeugungen“ (126). „Menschen, die sich intensiver auf das holistische Milieu einlassen und regelmäßig Körper-Bewusstseinsübungen machen, haben eine klare Affinität zu ökologischen und linksliberalen politischen Ideologien; jene, die nur bei Bedarf einen alternativen Heiler, einen Astrologen, Wahrsager oder Wünschelrutengänger konsultieren, sympathisieren hingegen relativ häufig mit

rechtspopulistisch-autoritären Ideologien“ (211). Auch sonst klingen v. a. bei der holistischen Kerngruppe die politisch-sozialen Anliegen und Wertorientierungen der New-Age-Bewegung weiterhin nach. „Die Behauptung mancher Kritiker, dass das holistische Therapie- und Selbstverwirklichungsmilieu narzisstisch-hedonistische Haltungen in besonderem Maße begünstige, lässt sich aber nicht bestätigen“ (215). Gerade holistische Anbieter sind zu umfassendem Lebenswandel, Einkommensverlusten etc. bereit, wenn sie sich aus ihrem holistischen Lebensthema heraus mit einer eigenen Praxis selbständig machen.

- Weiterhin zeichnen die Autoren – unter Rückgriff auf die pragmatistische Theorie des zirkulären Problemlösens und gestützt auf die qualitativen Interviews – holistische Karrieren nach, die je nach Typ (der „Sinn-Sucher“, der „immer schon Berufene“, der „Leidende“) unterschiedlich verlaufen. Dabei betonen sie die eigenständige Leistung der Akteure, durch Experimentieren mit holistischen Sinnmustern zu neuen Überzeugungen und Handlungsgewohnheiten zu gelangen – die gerade, wenn man sie wie in der Studie kirchlich-traditionellen Vorstellungen gegenüberstellt, ihr eigenes Profil zeigen.

„Die Ergebnisse unserer empirischen Erhebungen und Analysen legen nahe, dass im Kernbereich des holistischen Milieus gegenkulturelle Orientierungen und Lebensstile auch heute noch stärker verbreitet sind als dies selbst

manche wohlwollende Kritiker und Kommentatoren des holistischen Milieus annehmen“ (281), schreiben die Autoren im Resümee ihres Werkes. Dass auch sie selbst diesem Milieu wohlwollend begegnen, spürt man immer wieder (vgl. 97!). Entsprechend kritisieren sie auch wiederholt Esoterik-Kritiker – Weltanschauungsbeauftragte und „Vertreter kirchlicher Institutionen“ (11) ebenso wie Soziologen und andere –, wenn sie deren Kritik als zu pauschalisierend und einseitig negativ empfinden. Umgekehrt wagen sie allerdings das Urteil, „dass die Mehrheit der Anbieter seriös arbeitet“ (279) – ohne den Begriff „seriös“ genau zu definieren.

Die manchmal leicht klischeehaft wirkenden Äußerungen über kirchliche Kritiker und die vielleicht zu große Nähe der Autoren zu den Selbstaussagen ihrer holistischen Interviewpartner ändern aber nichts am Gesamteindruck einer differenzierten Darstellung, die auch kritische Aspekte in den Blick nimmt. Die Studie besticht durch das umfassende Datenmaterial, auf dessen Grundlage ein selbst für Experten neuer – eben weil differenzierender – Blick auf das Milieu möglich wird, der eine Fülle von Aspekten erfasst. Dazu kommt eine (gerade auch für Nicht-Soziologen) gut lesbare Darstellungsweise, die sich auch in der gelungenen Einbindung von Interviewausschnitten in den Text und im zusammenfassenden Resümee am Ende des Bandes beweist. Bleibt nur der Wunsch, dass eine vergleichbare Studie in absehbarer Zeit auch für Deutschland erscheint!

Martin Hochholzer

Fachtagung der Pastoral- kommission der DBK zur Erwachsenenkatechese

Markus-Liborius Hermann

Am 9. Februar 2012 fand im „Haus am Dom“ in Frankfurt eine Fachtagung der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz unter dem Leitwort „Erwachsenenkatechese und ihre Bedeutung für die Gemeinde“ statt, zu der die Seelsorgeamtsleiter und Katechesereferenten der Diözesen, Vertreter des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, des Deutschen Katecheten-Vereins, der Orden und der Wissenschaft eingeladen waren. Rund 70 Teilnehmer diskutierten über Wege der Glaubenssuche und Glaubenskommunikation. Dabei ging es um eine Vernetzung der verschiedenen Aktivitäten im Bereich der Erwachsenen-katechese und Glaubenskurse für Erwachsene sowie um die Darstellung von deutlichen Perspektiven für die Gemeindeentwicklung.

Für Bischof Dr. Franz-Josef Bode (Osnabrück), Vorsitzender der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz, machen die „Veränderungsprozesse, denen die Kirche und unsere Gesellschaft unterliegt, [...] ein vertieftes Nachdenken notwendig, wie Glauben heute angeeignet und weitergegeben wird“. Weiter erläuterte Bischof Bode: „Christen wollen und sollen in ihrem Glauben erwachsen werden. Sie wollen sprach- und auskunftsfä-

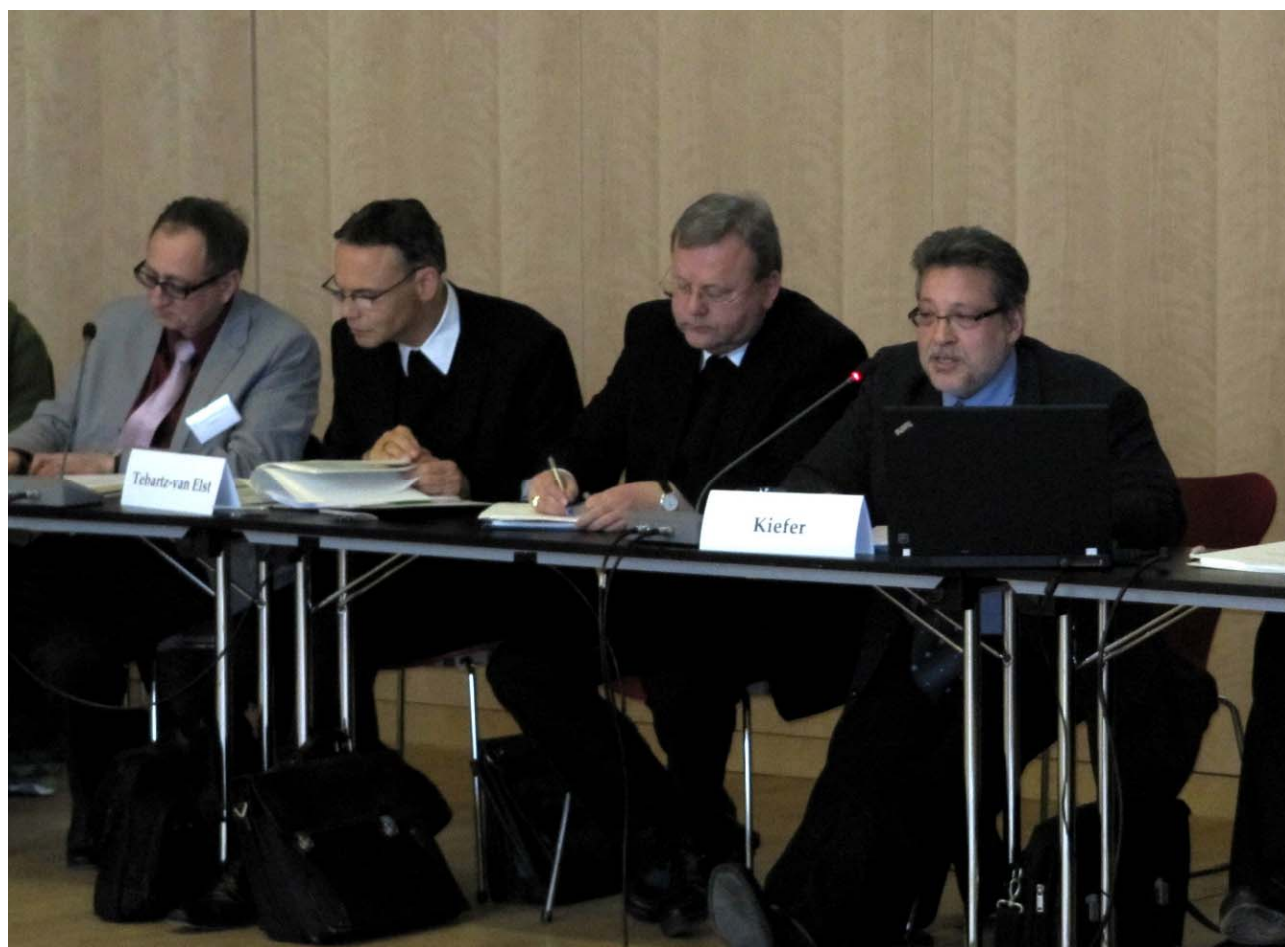
hig sein. Die heutige Diskussion und die vielen Initiativen in den Bistümern machen deutlich, dass das Thema aktuell ist“. Viele Kinder und Jugendliche gingen zur Erstkommunion und empfingen das Sakrament der Firmung. Mit großem Engagement erfolge die Vorbereitung auf den Empfang der Sakramente durch Katechetinnen und Katecheten. Bischof Bode: „Diese Wegbegleitung ist wichtig. Aber wir müssen verstärkt weiterfragen: Was kommt danach? Wohin führt der Weg?“ Erwachsene setzten sich mit Fragen des christlichen Glaubens auseinander und wollten ihn als Erwachsene verstehen. „Der Glaube bleibt nur lebendig, wenn er die eigenen Lebenserfahrungen durchdringt – wenn er sich in Krisen und durch Brüche hindurch bewährt oder Anfragen stellen kann.“

Einen grundlegenden und einflussreichen Impuls zur „Erwachsenenkatechese als Glaubenskommunikation“ präsentierte Dr. Thomas Kiefer, Speyer. Kiefer begann seine Bestandsaufnahme mit einem Aufruf zur Bescheidenheit, da trotz erheblicher Erfahrungen aus den letzten 50 Jahren v. a. im Bereich der Elternkatechese, des Erwachsenen-katechumenats und der Glaubenskurse die Erwachsenen-katechese insgesamt sich „bis heute nicht in unserer Seel-

sorge etabliert hat“. Vielmehr würde einerseits die Katechese zumeist auf Kinder-/Jugendsakramenten-katechese reduziert und würden andererseits viele Erwachsenentaufen ohne einen echten Katechumenatsweg realisiert. Daraus schlussfolgert Kiefer die Notwendigkeit einer pastoralen Richtungsänderung, die auch offen beschreibt, was im Gegenzug für eine Konzentration auf die Erwachsenen-katechese an pastoralen Aktivitäten verringert werden kann. Als Schlagwort diente ihm dafür im Anschluss an H. Kochanek der Abschied von einer „kaum noch aufrechtzuerhaltenden Erfassungspastoral“.

Grundsätzlich zeigen sich so vier Formen von Erwachsenen-katechese: eine initiatorsche, eine glaubenserneuernde, eine vertiefende und eine qualifizierende Katechese. Damit richtet sie sich nach außen (missionarische Dimension) und nach innen (im Sinne der Erneuerung und Vertiefung). Erwachsenen-katechese ist „Teil eines ganzheitlichen Glaubenswachstumsprozesses“, der entweder „als Einführung in den Glauben und die christliche Lebenspraxis oder als Vertiefung oder als Vergewisserung“ erfolgt (M. Scheidler).

Im Anschluss an die Begriffsbestimmungen artikulierte Kiefer



Impression von der Tagung.

Von links nach rechts: Dr. Hubertus Schönemann, Bischof Dr. Franz-Peter Tebartz-van Elst, Bischof Dr. Franz-Josef Bode, Dr. Thomas Kiefer.

anstehende Herausforderungen und Zugänge. Grundsätzlich sollte dem Evangelisierungs- und Modernisierungsparadigma mit der von den französischen Bischöfen formulierten Haltung des „*proposer la foi*“, also durch ein Vorschlagen des Glaubens begegnet werden, was für Erwachsenenkatechese bedeute, sich auf die Seite der Katechumenen zu stellen und zum Dialog über den Glauben einzuladen. Dies fordert natürlich auch den „Jünger“, denjenigen, der Zeugnis gibt, in besonderer Weise: „Ohne Hingabe keine Weitergabe.“ Eben dieses Zeugnis muss zugleich als „vernünftige Glaubenskommuni-

kation“ gestaltet werden, als eine „Neuevangelisierung mit Hilfe der Vernunft“ (H.-B. Gerl-Falkovitz). Darüber hinaus benötige die differenzierte Gesellschaft neue und differenzierte Räume für Erwachsenenkatechese, denn: „Niemand interessiert sich für einen Glauben, der an den Erfahrungen seines Lebens vorbeigeht, seine Lebenssituation, seine Freude und Hoffnung, seine Trauer und Ängste nicht ernst nimmt“ (Bischof F.-J. Bode). Erwachsenenkatechese ist daher eine Form von Glaubenskommunikation, die eine „religiöse Auskunftsfähigkeit“ und eine „religiöse Zeugnisfähigkeit“ (M. Scheidler) voraussetzt und die

von dem bischöflichen Schreiben „Katechese in veränderter Zeit“ definierten Kriterien erfüllen muss (1. situations- und erfahrungsbezogen; 2. evangeliumsgemäß; 3. prozesshaft-begleitend; 4. positiv und verbindlich; 5. partizipatorisch; 6. Inhalte und Methoden – in Personen verkörpert). In diesem Zusammenhang plädierte Kiefer für eine Erwachsenenkatechese als zielgerichteten und strukturierten Kommunikations- und Lernprozess, der sich durch eine Elementarisierung im Sinne einer „erwachsenengerechten, milieuadäquaten, situationsgerechten und exemplarischen Auswahl von Inhalten unseres

christlichen Glaubens [auszeichnet], die die Katechumenen in die Lage versetzt, selbstständig und selbsttätig in den Glauben hineinzuwachsen“. Besonders in einer Erwachsenenkatechese, die die Person in ihrer Ganzheit anspricht, sieht Kiefer eine „viel eindeutiger missionarische Ausrichtung“, die so auch einen Beitrag zur Kirchen- und Gemeindeentwicklung leisten kann.

Abschließend forderte Kiefer klare Richtungsentscheidungen, die es den hauptamtlichen Seelsorgern und den „Ehrenamtlichen ‚erlauben‘, die Fixierung auf die Kinder und Jugendlichen aufzugeben“, und eine ganzheitlich orientierte Erwachsenenkatechese als Priorität setzen. In diesem Zusammenhang sind ehrenamtliche Katecheten selbstverständlich in ihrer Gesprächskompetenz in Sachen des Glaubens zu qualifizieren. Insgesamt könnten die bisherigen erwachsenenkatechetischen Aufbrüche positiv wahrgenommen werden. Letztlich müsste „Ziel aller katechetischen Maßnahmen deshalb das Entstehen vieler sich selbst evangelisierender Gemeinden sein“.

Ein zweiter Teil der Fachtagung beschäftigte sich mit *verschiedenen Formen und Beispielen von Erwachsenenkatechese*. P. Prof. Dr. Hubert Lenz SAC, Vallendar, präsentierte dabei Erfahrungen, die in *Glaubenskursen* gesammelt werden können. Diese haben das Ziel, Menschen das Hineinwachsen in eine persönliche, erwachsenengemäße Beziehung zu Jesus Christus zu ermöglichen. Prof. Dr. Albert Biesinger, Tübingen, beschrieb unter der Überschrift der *Familienkatechese* die Reflexion und Praxis des eigenen Glaubens, biographisch als Erwachsene in der Erziehungsphase (Erwachse-

nenkatechese), und die Kompetenz zur Glaubenskommunikation mit dem anvertrauten Kind im Sinne des Taufversprechens und der Erziehungsverantwortung („Eltern“-Katechese). Dr. Peter Hundertmark, Speyer, charakterisierte *Exerzitien im Alltag* als ein Standardinstrument in der deutschen Pastoral, das sowohl eine Zeit geistlicher Vertiefung als auch ein Baustein auf einem individuellen geistlichen Reifungsweg sein kann. Ausgehend von dem Lectio-divina-Projekt des Bibelwerks umriss PD Dr. Egbert Ballhorn, Hildesheim, die *Bedeutung der Schrift* und entwarf ein Bild vom Wort Gottes als dem eigentlichen Katecheten. Michael Hänsch, Düsseldorf, schilderte die Erfahrungen der *Missionale Düsseldorf 2009* und dabei u. a. das lohnenswerte Unterfangen, etwas mehr zu riskieren, als man sich bisher zugetraut hatte.

Regens Dr. Christian Hennecke, Hildesheim, ging im Anschluss auf „*Sozialformen der Erwachsenenkatechese*“ ein. Als grundlegend erschien ihm dabei, dass Erfahrung des Kircheseins und Evangelisierung, verstanden als Wachstum des Glaubens, engstens miteinander verknüpft sind. Im Kontext der Frage nach Sozialformen der Erwachsenenkatechese erscheint so sowohl die Möglichkeit gelingender Katechese als auch die Zielrichtung der Katechese verknüpft „mit der Frage nach der ‚Kirchlichkeit‘, verstanden als die ‚Orthaftigkeit‘ der Katechese in einem Raum gelebter Kirche“.

Vgl. auch die DBK-Presse-meldung vom 9.2.12 (Nr. 20), aus der Teile dieses Berichts entnommen sind.

Aus eben diesem Grunde bedingen und provozieren Erneuerung der Katechese und Erneuerung der kirchlichen *Communio* einander. Umso problematischer erscheint es daher, dass die Erwachsenenkatechese bisweilen noch immer „im Kontext virtueller volkskirchlicher Sozialformen“ inszeniert werde. Das Festhalten an dieser seit einigen Jahrzehnten im Verschwinden begriffenen und damit „imaginären [...] Situation“ und der an dieser orientierten katechetischen Vorgänge wirkt wie die „Professionalisierung eines Geschehens, das eigentlich allen Getauften aufgetragen ist.“ Im Anschluss an G. Routhier benannte Hennecke diese Entwicklung als „In-vitro-Katechese“, d. h. als eine kontextlose Katechese, deren kirchlicher Mutterboden künstlich inszeniert werden müsse. Vielmehr müsse das Anerkennen der Auflösung volkskirchlicher Gefüge dazu führen, dass alle Christen zu solchen werden, „die in einem persönlichen Glaubensprozess stehen und bleibend stehen“. Ansonsten würden die verschiedenen Impulse und Initiativen auch im Bereich der Erwachsenenkatechese zu „spirituellen Herzschriftmachern“ führen, die allerdings als „strukturelle Randsiedler“ das Gruppenhafte nicht überwinden. Es geht also nicht um eine neue Methode, sondern darum, „einen Kirchenentwicklungsprozess als geistlichen und visionären Prozess in den Blick zu nehmen“. Dies wurde durch einen Blick auf die „jesuanische Katechese“ und die Gemeindebildungsprozesse der frühen Kirche vertieft. So sollte jegliche Katechese in kirchliche Lebensprozesse der Liturgie, Verkündigung und Diakonie eingebettet sein. Doch eben dort erkennt Hen-

necke die „Grundschwäche deutscher Kirchenentwicklung“: Eine „communiale Perspektive des Kircheseins als lebendige Erfahrung“ wurde bisher nicht entwickelt; gerade die Umsetzung des Katechumenats als grundlegendes Paradigma der Erwachsenenkatechese ist dafür ein Beispiel. Insgesamt gehe es hier um ein Herauslösen des Zusammenhangs von Kirchesein und Glauben „aus seiner Reduzierung auf Individuum und kirchliche Institution“. Helfen kann dabei ein Blick auf die charismatischen Aufbrüche in den neuen geistlichen Gemeinschaften und kirchlichen Bewegungen, die es realiter erleben lassen, dass „neue Weisen des Christwerdens auch zu neuen Wegen des Kircheseins führen“. In solcher Perspektive könnte die Pfarrei als kanonisch-sakramentaler Raum des Kircheseins „eine buntere Vielfalt unterschiedlicher Gestalten des Kircheseins“ bergen, könnte eine „netzwerkartige Vielfalt unterschiedlicher Gemeindegestalten in das pfarrliche Ganze einbringen“, könnte „mixed economy“ sein. Umso mehr stellt sich die Frage nach der Zielperspektive. Als zentral erschien es Hennecke, ein „kirchliches Subjekt“ zu konstituieren, eine „Gemeinschaft der Glaubenden als lebendiges Gefüge Getaufter“. Dies benötige notwendigerweise eine Selbstevangelisierung und eine „Vergewisserung der umbrechenden Glaubenssituation und der Ermöglichung erster Schritte“, ohne die sich die Gefahr eines erschöpfenden Aktionismus auftun würde. Es müsste darum gehen, die Erwachsenenkatechese nicht als einen Prozess „neben“ dem Leben der Gemeinde, sondern „als einen gemeinsamen Weg aller Christen und derer, die es werden wollen“, zu begreifen.

So wird Erwachsenenkatechese zu einem Gradmesser einer neuen Kultur der Kirchenentwicklung.

Auf die Bedeutung der Erwachsenenkatechese für die Entwicklung der Kirche verwies der Vorsitzende der Arbeitsgruppe „Katechese und Mission“ der Pastorkommission, Bischof Dr. Franz-Peter Tebartz-van Elst (Limburg): „Die Pastoral in unseren Diözesen steht vor einem Umbruch. Wenn sich die Strukturen unserer Pfarreien verändern, stellt sich die Frage, wie Kirche vor Ort präsent sein kann. Kirche wird dort lebendig, wo die Gläubigen ein Bewusstsein für ihre Berufung entwickeln. Das Sichtbarmachen der Kirche beschränkt sich aber nicht auf Priester oder Hauptberufliche. Alle Christen, die für ihren Glauben Zeugnis ablegen, ob als Katechetinnen und Katecheten oder durch ihr diakonisches Engagement, geben dem Glauben und der Kirche ein Gesicht. Deshalb brauchen wir Angebote, die dazu beitragen, dass alle Getauften ihren Glauben neu entdecken und verstehen.“ Erwachsenenkatechese, so Bischof Tebartz-van Elst, brauche einen Sitz im Leben. „Wenn sie nicht im Abstrakten verbleiben will, muss sie mehr sein als ein temporäres Bildungsangebot.“ Ausdrücklich würdigte Tebartz-van Elst das Engagement von Katechetinnen und Katecheten, die keine Lückenbüßer seien, „die nur deswegen eine Rolle spielen, weil wir einen Mangel an Priestern und Hauptberuflichen haben. Sie stellen sich in exemplarischer Weise dem allgemeinen Auftrag aller Gläubigen zur Weitergabe des Glaubens und der Verkündigung des Evangeliums.“ ■

Ankündigung

Kirche²

Ein ökumenischer Kongress!

14. bis 16. Februar 2013 in Hannover

Evangelische und katholische Christen machen sich gemeinsam auf den Weg, um Gesichter der Kirche von morgen zu entdecken. Vorkonferenzen am 14. Februar und zwei kompakte Kongresstage bieten hochkarätige Vorträge und inspirierende Foren, Workshops und multimediale Präsentationen. Angesprochen sind Einzelne und Teams, die gemeinsam die Inhalte für ihre Gemeinde oder Gruppe reflektieren können, zusammen wachsen, auftanken und bereichert zurückkehren. In den Veränderungsprozessen von Gesellschaft und Kirche geht es darum, Aufbrüche wahrzunehmen und sich auf das Abenteuer des Geistes einzulassen. Menschen mit Leidenschaft geben der Kirche neue Gesichter, kreativ, überraschend, phantasievoll. Welche Bilder leiten dabei? Welche Erfahrungen machen wir? Welche gemeinsamen Perspektiven zeichnen sich ab?

Erfahrungen aus der anglikanischen Kirche und aus der Ökumene sollen inspirierend wirksam sein.

Die Veranstaltung ist getragen vom Bistum Hildesheim und der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers sowie der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) der EKD und der Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) der Deutschen Bischofskonferenz.

Nähere Informationen:
www.kirchepochzwei.de

Jenseits der Kirche

Tagung zur zukünftigen Stellung von Religion in unserer Gesellschaft

Martin Hochholzer

„Spirituell? Ja! – Aber wozu Kirche?“, so der Titel der Tagung, die die Evangelische Akademie Baden vom 24. bis 26. Februar 2012 in Bad Herrenalb im Nordschwarzwald veranstaltete. Dabei ging es um mehr als nur um „Konfessionslosigkeit in unserer Gesellschaft“, wie der Untertitel verkündete.

Dies zeigte sich schon bei der Diskussion am ersten Abend: Nils Opitz-Leifheit vertrat die Position der Laizistinnen und Laizisten in der SPD, die für eine strikte Trennung von Staat und Kirche eintreten; denn ihrer Meinung nach wird die religiös-weltanschauliche Neutralität des Staates durch Privilegien für Religionsgemeinschaften verletzt. Die Gegenposition vertrat der evangelische Kirchenjurist Prof. Dr. Jörg Winter; er betonte, dass ein Laizismus etwa nach französischem Vorbild keineswegs dasselbe wie Neutralität meine, sondern selber ideologisch ein bestimmtes Ziel verfolge, wenn er (wie z. B. bei französischen Vorschriften gegen religiöse Bekleidung in der Öffentlichkeit) die Religionsfreiheit einschränkt.

Hier wurde bereits deutlich, wie die gesellschaftliche Rolle von Religion zumindest von kleinen Gruppen massiv in Frage gestellt wird. Besonders deutlich tun dies die atheistisch-freidenkerischen Verbände und Organisa-

tionen, die Dr. Andreas Fincke vorstellte; obwohl alle zusammen nicht einmal 15.000 Mitglieder stark, schaffen es einige – wie der Humanistische Verband Deutschlands (HVD) und die Giordano Bruno Stiftung – dennoch, eine beachtliche öffentliche Aufmerksamkeit und Wirksamkeit zu entfalten.

Dabei geht es diesen Kreisen nicht nur um Kirchenkritik (die aber weiterhin eine wichtige Rolle spielt); es gibt auch Versuche, positive religionsfreie Sinn- und Lebenskonzepte zu entwickeln. Das wurde im Vortrag von Dr. Dr. Joachim Kahl deutlich. Sein Atheismus stützt sich zum einen auf die Ablehnung der Schöpfungsvorstellung, zum anderen auf das Theodizee-Argument. Anhand des Gedichts „Abendlied“ von Gottfried Keller entwickelte er eine atheistisch-weltliche Spiritualität, die vor dem Hintergrund des unausweichlichen Todes Lebensintensität und Lebenszugewandtheit propagiert.

Auf einer andere Ebene lag das Referat der Theologin Martina Görke-Sauer: Sie erzählte von ihren Erfahrungen als freiberufliche Ritualgestalterin und stellte die Vor- und Nachteile von freien und gebundenen (kirchlichen) Ritualen gegenüber: Auch wenn freie, individuell gestaltete Rituale (zu Hochzeit, Beerdigung, Jubiläen und vielem mehr) nicht

den Transzendenz- und Gemeinschaftsbezug wie kirchliche Rituale haben, werden sie (von denen, die es sich leisten können und wollen) nachgefragt. Selbst Kirchenmitglieder wenden sich an freie Ritualgestalter, wenn sie von der Kirche nicht das ihnen Passende bekommen.

Hier wird deutlich: Auch Konfessionslose suchen nach Spirituellem, und die Kirche ist nur ein Anbieter unter vielen. Herausforderungen für die Kirchen in unserer zunehmend säkularisierten Gesellschaft skizzierte auch Oberkirchenrat Dr. Matthias Kreplin in seinem Vortrag: Multioptionalität, Individualismus, Synkretismus unter Verzicht auf eine kohärente religiöse Praxis, Skeptizismus – also teilweise Haltungen, die christlichen Vorstellungen offen entgegenstehen. Ebenso hatte Andreas Fincke in seinem Referat drei Thesen formuliert: 1. Die Kirchen unterschätzen die gewaltigen Veränderungen in der religiös-weltanschaulichen Szene. 2. Die Kirchen müssen sich der „Konkurrenz“ stellen – und Qualität bieten. 3. Die Kirchen müssen raus aus der selbstgewählten Isolation; sie neigen zur „Versektung“.

Wie sehr sich die Lebenswelten mancher gesellschaftlicher Milieus mittlerweile vom in den Kirchen Üblichen unterscheiden, zeigte sich im abschließenden

Referat von Dr. Gernot Meier: „Social Media – die postmoderne Gemeinde?“ Er zeigte anschaulich, wie die neuen sozialen Medien (v. a. auf Basis des Internets) nicht nur neue Kommunikations- und Gemeinschaftsformen ermöglichen, sondern auch zu neuen christlichen Gemeindefor-

men anregen: „Emerging Churches“ z. B. versuchen, Postmodernität und Christentum zu vereinen – mit viel Musik und Stimmung und dem Versuch, christliche Erzählungen zwar geheimnisvoll auszudeuten, dies aber dennoch theologisch-wissenschaftlich fundiert. Und natürlich

kann man an all dem zu jeder Zeit und an jedem Ort teilhaben – per Podcast und App. Damit etablieren sich aber ganz neue Zugehörigkeitsstrukturen, die über die (klassisch moderne) Frage, ob jemand konfessionslos ist oder nicht, hinausgehen. ■

Ankündigung: Wissenschaftlicher Kongress
„Wohin ist Gott?“
Gott erfahren im säkularen Zeitalter
 29. Mai bis 1. Juni 2012 in Vallendar-Schönstatt

Zur Vorbereitung auf die Bischofssynode und in Aufnahme der Anregung des „Jahres des Glaubens“ laden die Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen (Prof. Dr. Joachim Söder), das Josef-Kentenich-Institut und die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral zu einer wissenschaftlichen Tagung ein. Diese stellt sich

der Frage, wie in einer veränderten gesellschaftlichen Situation der Säkularität Räume und Anknüpfungspunkte für die Erfahrung Gottes erschlossen werden können als Verleblichung dessen, was Evangelium meint. Die Schirmherrschaft hat der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, übernommen, der seinerseits Mitglied im Päpstlichen Rat für die Neuevangelisierung ist.

Nähere Information und Anmeldung:
www.josef-kentenich-institut.de/kongress2012

Ankündigung
Glaubenskommunikation mit Konfessionslosen
Kooperationstagung von KAMP und EZW

Sie machen mittlerweile – und das nicht nur im Osten! – einen beträchtlichen Teil unserer Gesellschaft aus: Konfessionslose. Doch obwohl sie auch im Westen mittlerweile rund ein Sechstel der Bevölkerung stellen, sind sie vielen in der Pastoral Tätigen ziemlich fremd. Deshalb die Tagung „Glaubenskommunikation mit Konfessionslosen. Kirche im Gespräch mit Religionsdistanzierten und Indifferenten“ vom 5. bis 7. Dezember 2012 im Evangelischen Johannesstift in Berlin-Spandau. Dazu laden die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) und die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW) herzlich ein.

Der Fokus der Tagung richtet sich nicht auf die lautstarken, aber zahlenmäßig unbedeutenden radikalen „Neuen Atheisten“. Vielmehr geht es um die breite Masse der Konfessionslosen – in ihrer ganzen Vielfalt – und um die Herausforderungen, die sich aus Säkularisierung und Konfessionslosigkeit für die Kirchen ergeben. Eine Einschätzung der Situation aus soziologischer und religionsphilosophischer Sicht geben

Detlef Pollack und Eberhard Tiefensee. Weitere Referenten sind Hans-Martin Barth und Wolf Krötke. Für ein Kamingespräch haben der evangelische Berliner Bischof Markus Dröge und der katholische Bischof von Erfurt, Joachim Wanke, zugesagt.

Wir wollen aber nicht nur abstrakt über Konfessionslosigkeit sprechen. Deshalb haben wir Gesprächspartner zu verschiedenen Lebensbereichen eingeladen, wo Lebenswerte, Riten und Anliegen Konfessionsloser deutlich werden: Musik und Kultur, Lebenskunde-Unterricht, Bestattungswesen, Jugendweihe etc. Der Tagungsflyer wird voraussichtlich im April erscheinen; bei Interesse melden Sie sich bitte bei der KAMP (markovic@kamp-erfurt.de).



Die nächsten Ausgaben von εὐangel:



Heft 2 / 2012
Schwerpunkt:
„Wie ticken die
Mitteldeutschen?“
erscheint im
Juni 2012



Heft 3 / 2012
Schwerpunkt:
„Weltkirchliches
Lernen“
erscheint im
September 2012



Heft 4 / 2012
Schwerpunkt:
„Stadtmission“
erscheint im
Dezember 2012

Unser Newsletter informiert Sie, wenn eine neue Ausgabe erscheint.

Bestellung unter: www.kamp-erfurt.de

Impressum

εὐangel. Magazin für missionarische Pastoral
3. Jahrgang, Heft 1
Erscheinungsmonat: März 2012
URN: urn:nbn:de:0283-euangel1/2012_6
ISSN: 2191-3781
erscheint 4 x im Jahr; kostenlos

Redaktion:
Dr. Tobias Kläden (Chefredakteur, v. i. S. d. P.),
Dr. Hubertus Schönemann,
Dr. Martin Hochholzer
Kontakt: 03 61 / 54 14 91-0
redaktion@kamp-erfurt.de

Herausgeber:
Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral,
Holzheienstr. 14, 99084 Erfurt, www.kamp-erfurt.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Bilder und Copyright:
soweit nicht anders angegeben: © 2012 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Bild Titelseite/S. 4:
© Rainer Sturm / PIXELIO, www.pixelio.de